

Carl Hilty und das geistige Erbe der Goethezeit

Eine Studie zur Geistesgeschichte der Schweiz
im neunzehnten Jahrhundert

Abhandlung
zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen Fakultät I
der
Universität Zürich

vorgelegt von

Hans Rudolf Hilty
von Grabs-Werdenberg
(Kanton St.Gallen)

Angenommen
auf Antrag von Herrn Professor Dr. Emil Staiger

Druck der Buchdruckerei H. Tschudy & Co. in St.Gallen
1953

Carl Hilty und das geistige Erbe der Goethezeit

Eine Studie zur Geistesgeschichte der Schweiz
im neunzehnten Jahrhundert

Abhandlung
zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen Fakultät I
der
Universität Zürich

vorgelegt von

Hans Rudolf Hilty
von Grabs-Werdenberg
(Kanton St.Gallen)

Angenommen

auf Antrag von Herrn Professor Dr. Emil Staiger

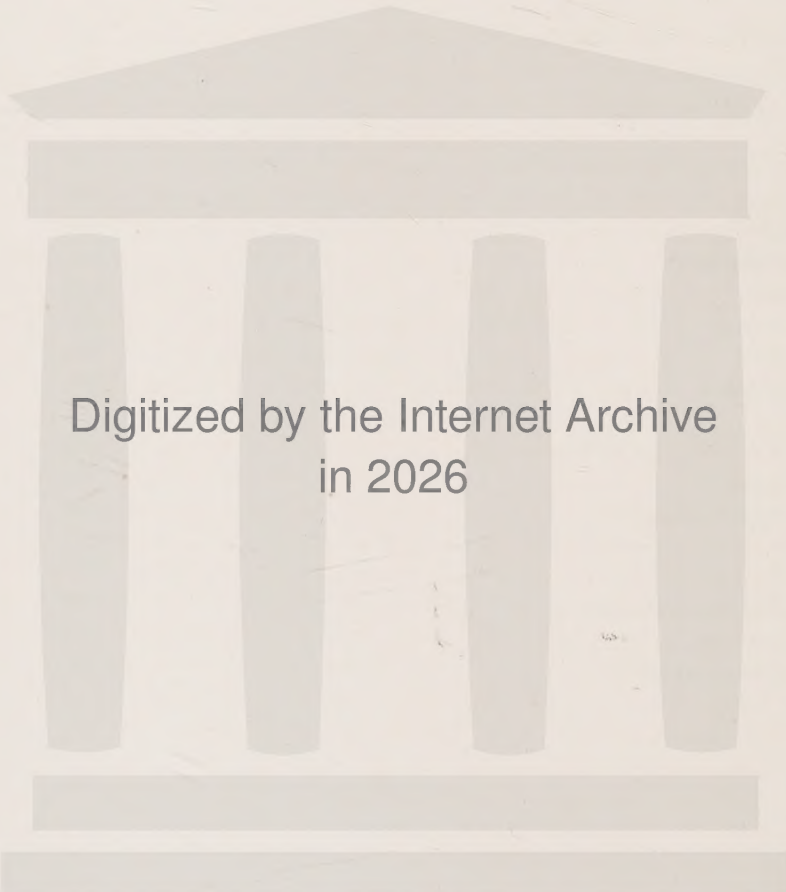
Druck der Buchdruckerei H. Tschudy & Co. in St.Gallen
1953



Inhalt

Vorwort	7
EINLEITUNG - GRUNDLAGEN	11
Das Zeitalter	13
Die Überlieferung	37
HAUPTTEIL - ENTFALTUNG	88
Bildung	90
Gnade	108
Persönlichkeit	135
Kunst	170
Wahrheit	202
Freiheit	230
Geschichte	258
SCHLUSS - ERFÜLLUNG	283
Humanität	286
Heiliger und Ketzer	299
ANHANG	313
Carl-Hilty-Bibliographie	313
Nachweise	321
Personenverzeichnis	335

Der vorliegende Teildruck umfaßt lediglich die Seiten 1-37 und 313-323. Die ganze Arbeit erscheint im Frühjahr 1953 im Tschudy-Verlag St.Gallen.



Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41507223_0050

Vorwort

Als ich vor sechs Jahren den Auswahlband «Freiheit» mit Gedanken Carl Hiltys über Mensch und Staat herausgab, tat ich es in der Absicht, dadurch das landläufige Bild dieses großen Schweizers zu ergänzen, ja zu berichtigen¹. Denn es schien mir, die fast allein bekannte christliche Botschaft Carl Hiltys werde, losgelöst aus der Verbindung mit seinem allgemeinkulturellen und politischen Gedankengut, losgelöst auch aus dem geistesgeschichtlichen Zusammenhang des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts, oft allzu einseitig, allzu eng – zu pietistisch oder zu asketisch – aufgefaßt. Das gleiche Ziel habe ich inzwischen mit einigen kleineren Veröffentlichungen verfolgt². Und auch die vorliegende Schrift ist aus diesem Anliegen heraus entstanden. Ihr Zweck ist erreicht, wenn es mir gelingt, die Gestalt Carl Hiltys in ein richtigeres Licht zu rücken, als ihr bis heute meistens noch zukommt, und damit einen Beitrag zu leisten zur Geistesgeschichte der Schweiz im letzten Jahrhundert – und das heißt: zur Geschichte des schweizerischen Liberalismus.

Um bei der Fülle des vorhandenen Stoffes wenigstens ein Teilgebiet einigermaßen gründlich bearbeiten zu können, galt es, von einer verhältnismäßig eng gefaßten Fragestellung auszugehen. Ich glaube jedoch, daß einläßliches Studium des Einzelnen und Besonderen auch zur Erhellung des Ganzen mehr beiträgt als ein Gerede, das im Allgemeinen verharret; wie denn überhaupt «die Einheit des menschlichen Wesens um so deutlicher sichtbar wird, je aufmerksamer sich der Blick in die einzelnen Erscheinungen des Menschen vertieft»³. Dies gilt im gesteckten Rahmen sowohl für das Verhältnis der einzelnen Äußerungen Carl Hiltys zur Gesamtheit seines Gedankengutes wie für das Verhältnis der Gedanken Carl Hiltys zum Denken der Schweiz im neunzehnten Jahrhundert. Ja, vielleicht kann ich durch meine Fragestellung selbst zur Wesensbestimmung der Goethezeit – etwa zur Frage nach ihrer Christlichkeit oder Nicht-Christlichkeit – einiges beitragen. Und schließlich hoffe ich, mit meiner Studie der Abklärung einiger Begriffe zu dienen, die im Brennpunkt unserer geistigen Überlieferung stehen und heute dringend einer Revision bedürfen: so der Begriffe «Bildung», «Persönlichkeit», «Freiheit», «Fortschritt», «Humanität».

Andrerseits muß ich betonen, daß ich bemüht war, die Grenzen des Themas nirgends zu weit zu überschreiten. Das Buch ist demnach nicht oder nur sehr bedingt eine Gesamtwürdigung Carl Hiltys. Man wird etwa eine Darstellung seiner Auseinandersetzung mit dem Gedankengut der Mystiker oder der Reformatoren nicht erwarten können. Davon, in welcher Weise er seinen Lieblingsdichter Dante verstanden hat, kann hier nur so-

weit die Rede sein, als dies unter dem Gesichtspunkt der klassischen Ästhetik der Goethezeit von Belang ist. Und wenn in der Einleitung vom Verhältnis des schweizerischen neunzehnten Jahrhunderts zur Goethezeit die Rede ist, so wird die Frage nach dem Fortwirken von Ideen der französischen Aufklärung in diesem Abschnitt unserer vaterländischen Geschichte nicht übergangen, sondern gar nicht erhoben. Selbst innerhalb der gewählten Fragestellung war eine gewisse Auswahl und Beschränkung notwendig, sowohl im Bezug auf die Probleme wie im Bezug auf die geistigen Vertreter der Goethezeit.

Wenn das Buch trotz solcher Beschränkung eine gewisse Breite erhalten hat, so ist dies in meiner Neigung zum *interpretierenden Verfahren* begründet. Es gehört zu meinen festen wissenschaftlichen Überzeugungen, daß an erster Stelle das richtige Lesen eines Textes kommt. So mußte ich die teils gar nicht zugänglichen, teils über ein umfangreiches schriftstellerisches Opus verstreuten Äußerungen Carl Hiltys zu den fraglichen Problemen und Personen in möglichster Fülle ausbreiten, um sie mit Bedacht deuten zu können und dem Leser eine selbständige Beurteilung zu ermöglichen. Bei diesem interpretierenden Verfahren lassen sich Wiederholungen und Rückweise nie ganz vermeiden. Ich muß den Leser um geduldiges Mitgehen bitten.

Am Ende des Weges fühle ich mich zu aufrichtiger Dankbarkeit verpflichtet. Alle Förderer meiner Arbeit hier aufzuzählen, ist nicht möglich. Reichste Anregung verdanke ich meinen akademischen Lehrern, besonders den Herren Professoren Emil Staiger, Robert Faesi und Leonhard von Muralt in Zürich, Edgar Bonjour in Basel und Ernesto Grassi aus Rom, der während mehrerer Semester Gastvorlesungen in Zürich gehalten hat. Ferner schulde ich Dank den Nachkommen Carl Hiltys, so Herrn Bénigne Mentha in Muri bei Bern und Herrn Dr. Denis Maday in La Tour-de-Peilz bei Vevey, für die Überlassung des privaten Nachlasses, meiner Gattin für liebevollste Unterstützung bei den zeitraubenden Vorarbeiten.

Während meiner Arbeit an dieser Studie sind zwei Männer gestorben, die wie wenig andere das Vermächtnis Carl Hiltys aufgenommen und weitergegeben haben: Bibliotheksdirektor Heinrich Auer in Freiburg im Breisgau (1884–1951) und Dr. Alo Münch in Gauting bei München (1885–1948). Es berührt mich schmerzlich, daß ich ihnen mein Buch nicht mehr vorlegen kann.

Dem Auswahlband «Freiheit» habe ich seinerzeit nach humanistischem Brauche anstatt eines Vorwortes einen Brief zum Geleite gegeben. Manche Gründe haben mich abgehalten, diesmal den gleichen Weg zu beschreiten, nicht zuletzt die erschütternde Tatsache, daß auch jener liebe Freund, an

den der Geleitbrief gerichtet war und mit dem ich so oft und leidenschaftlich über die Grundfragen unserer geistigen Überlieferung gesprochen, cand. phil. Peter Siegrist (1926–1947), heute nicht mehr unter den Lebenden weilt. Von der Überzeugung, die mich damals zu dem humanistischen Vorgehen veranlaßt hat, ist aber auch diese Schrift getragen: von der Überzeugung, daß die Wissenschaft sich selber verrät, wo sie ihres Ursprungs in der persönlichen Begegnung, in der persönlichen Liebe vergißt, wo sie nicht mehr gemeinsamem Glauben und Hoffen eines Kreises von Begeisterten entspringt.

In diesem Sinne stehe am Eingang meiner Untersuchung ein Wort Goethes, das Carl Hilty in seine Sammlung von «Bausteinen» eingefügt hat und das mir bei meiner Arbeit wegweisend gewesen ist: «Man muß Handlungen und Schriften mit einem lebhaften Wohlwollen, einem gewissen Enthusiasmus betrachten, sonst bleibt zu wenig an ihnen. Überhaupt ist lebhaftes Interesse an Menschen und Dingen das einzig Reelle, was wieder Reelles erzeugt. Alles andere ist eitel und vereitelt nur.»

St.Gallen, im Sommer 1952

H. R. H.

EINLEITUNG

GRUNDLAGEN

In der wegweisenden Einleitung zu Emil Staigers Buch «Die Zeit als Einbildungskraft des Dichters» stehen die Sätze: «Wie Goethe den Homer und Shakespeare, wie Schiller Sophokles aufgenommen, Gnade und Fluch des Epigonen, die Strahlung eines großen Geistes in die Jahrhunderte, die ihm folgen, – das sind würdige Probleme einer Geistesgeschichte, die der Frage nach der Macht, nach der Möglichkeit des Menschen dient. Hier ist die Absicht nicht, den Einzelnen auszusondern und alte Eigentumsrechte geltend zu machen; sondern der Höhenzug der Menschheit durch die Zeiten und die freie Gemeinschaft des Schaffens wird verfolgt, die zeugende und manchmal auch lähmende Kraft des Worts.»¹

In solcher Betrachtung versucht sich die vorliegende Studie. Wenn hier die geistige Auseinandersetzung Carl Hiltys mit Goethe, mit Kant, mit der idealistischen Geschichtsphilosophie interpretiert wird, so geschieht methodisch nichts anderes, als wenn das Verhältnis Goethes zur Antike oder Ciceros zu Plato und Aristoteles untersucht würde. Dabei wird keineswegs die schulmeisterliche Frage erhoben, welche Gedanken Carl Hilty von den großen Geistern der Goethezeit «übernommen» habe. Vielmehr geht es darum, das lebendige Gespräch des Erben mit den Meistern zu belauschen. Und indem ich dieses Gespräch aufzufangen versuche, hoffe ich, etwas von jenem «Höhenzug der Menschheit durch die Zeiten», von jener «freien Gemeinschaft des Schaffens» sichtbar zu machen, von der Emil Staiger spricht.

Indessen meldet sich hier bereits ein Bedenken: Cicero dem Aristoteles, Goethe dem Homer, Schiller dem Sophokles, Grillparzer dem Calderon gegenüberstellen, dies heißt: Spitzenleistungen mit Spitzenleistungen vergleichen. Selbst eine Untersuchung über «Thomas Mann und Goethe» wurde vom Großteil der heutigen literarischen Welt in diesem Sinne entgegengenommen². Aber wer ist denn Carl Hilty, daß ich es wagen darf, ihn in einem Atemzuge mit dem größten Dichter deutscher Zunge zu nennen?

Im siebenbändigen «Schweizer Lexikon» heißt es über ihn: «*Hilty*, Carl, schweizerischer protestantischer Philosoph, Staatsrechtslehrer und Politiker, geboren Werdenberg (Kanton St.Gallen) 28. 2. 1833, gestorben Clarens (Montreux) 12. 10. 1909. Professor in Bern, Chef der Militärjustiz, Mitglied des Haager Schiedsgerichts. 1890–1909 Nationalrat. Verkörperte beste Tradition eines ethischen Liberalismus mit tiefer Frömmigkeit, be-

wahrte im 19. Jahrhundert dem Bürgertum die Idee der Genossenschaft als staatsgründende und -erhaltende Leitvorstellung.»³

Wenn ein Nachschlagewerk, das auf sieben umfangreiche Bände angelegt ist und sich als ausgesprochen schweizerisch ausgibt, nicht mehr über Carl Hilty zu sagen hat, ist ein Bedenken meiner Fragestellung gegenüber nicht unangebracht. Ist es für die Geschichte des Menschengesistes nicht völlig belanglos, wie sich dieser schweizerische Hochschullehrer, Politiker und Offizier um die Welt Goethes, um die Gedankengänge Kants bemüht hat?

Ich halte es *nicht* für belanglos. Einmal deshalb nicht, weil Carl Hilty ein Schriftsteller gewesen ist, der auf ungeheuer weite Kreise gewirkt hat. Viele seiner Bücher – wie «Glück», «Für schlaflose Nächte», «Das Geheimnis der Kraft» – sind in Riesenaufgaben erschienen und rasch in vielerlei Sprachen übersetzt worden, nicht nur in die europäischen Hauptsprachen, sondern auch in die nordischen Sprachen, ins Ungarische, Russische und selbst ins Japanische. Sie haben Menschen in den verschiedensten Ländern, Lebensaltern und Stellungen geistige Stärkung und innere Freude gespendet. In Amerika hat der ältere Präsident Roosevelt den ersten Band «Glück» der akademischen Jugend aufs wärmste empfohlen. Der katholische deutsche Denker Theodor Haecker nannte Hilty «einen der aufrichtigsten Menschen und wahrhaftesten Christen der Welt» und bekannte, er möchte «viele seiner Sachen geschrieben haben»⁴.

Auch heute noch erreichen mich immer wieder Zeugnisse von Menschen, denen Carl Hilty ein Begleiter in ihrem Leben geworden ist, die seinen geraden Geist verehren und seine Schriften zu den wesentlichen Büchern zählen. Und es sind nicht nur Leute, die ihren ganzen Bedarf an Lesestoff in den als «evangelisch» oder «christlich» gekennzeichneten Buchhandlungen decken! So hat man etwa in einem Nachruf auf den Spielwarenfabrikanten Franz Carl Weber lesen können, er sei «ein begeisterter Leser von Goethe und Carl Hilty» gewesen⁵. Und einer meiner Hochschullehrer hat mir einmal geschrieben, er verehere in Hilty einen Schriftsteller, «der auf anspruchsloseste Weise die bedeutendsten Einsichten mitzuteilen versteht».

Angesichts einer solch nachhaltigen Ausstrahlung läßt sich, glaube ich, Goethes Wort über Uhland auf Carl Hilty anwenden – ob es heute, in einer Zeit des weithin verdorbenen Geschmacks, noch allgemein zutrifft, bleibe dahingestellt –: «Wo ich große Wirkungen sehe, pflege ich auch große Ursachen vorauszusetzen, und bei der so sehr verbreiteten Popularität, die Uhland genießt, muß also wohl etwas Vorzügliches an ihm sein.»⁶ Wie ein Denker mit so weitem Wirkungskreis sich mit dem Erbe der Goethezeit auseinandergesetzt hat, kann nicht ganz gleichgültig sein.

Mindestens wird durch eine solche Studie ein Stück der Ruhmesgeschichte Goethes, Kants oder Hegels aufgehellt.

Überdies aber halte ich die gewählte Fragestellung auch deshalb für berechtigt, weil ich dabei Carl Hilty als Repräsentanten einer ganzen geistesgeschichtlichen Epoche sehe: als Repräsentanten des schweizerischen neunzehnten Jahrhunderts. Das umfassendere Thema, von dem die vorliegende Abhandlung lediglich einen Ausschnitt darstellt, würde heißen: Goethezeit und schweizerische Regeneration (die Bezeichnung «Regeneration» wird noch zu begründen sein). Und dieser weitere Zusammenhang soll denn einleitungsweise auch noch angedeutet werden, als Hintergrund für die konkrete Fragestellung dieser Untersuchung. Denn wenn einerseits das Ganze sich erst klärt am einzelnen Fall, so ist andererseits das Einzelne stets nur erfassbar auf Grund einer Ahnung des Ganzen. Das ist der «hermeneutische Zirkel», in dem sich jedes wahre Erkennen bewegt ⁷.

Das Zeitalter

1.

Von der Goethezeit ist im Bezug auf das schweizerische neunzehnte Jahrhundert noch kaum irgendwo systematisch die Rede gewesen, außer vielleicht im Bereiche der Kunstwissenschaften. Man hat von den Auswirkungen von Klassik und Romantik auf die Werke Gottfried Kellers oder Arnold Böcklins oder Xaver Schnyders von Wartensee gesprochen. Aber in welchem Maße das schweizerische neunzehnte Jahrhundert ganz allgemein bei seinem Denken und Handeln und auch bei seinem politischen Willen im Banne der Geister um Goethe gestanden hat – diese weitere Frage ist noch selten erhoben worden. Bei der Betrachtung des staatlichen Lebens der Eidgenossenschaft hat man stets nur von den Nachwirkungen der Französischen Revolution und damit der Aufklärung gesprochen. So verfolgt zum Beispiel Ernst Ehrenzeller in seiner Studie über den konservativ-liberalen Gegensatz im Kanton St.Gallen das Eindringen der Aufklärung und damit die Bildungsgrundlagen der Generation Müller-Friedbergs. Von der Ausstrahlung des Gedankengutes der Goethezeit ist aber fast nicht mehr die Rede – sei es, daß die Goethezeit gar nicht als selbstständige geistesgeschichtliche GröÙe neben der Aufklärung anerkannt wird, sei es, daß ihr Einfluß unterschätzt wird ¹.

Einzig eine rechtsphilosophische Zürcher Dissertation von 1948 weist deutlich in der gleichen Richtung, wie ich es mit meiner vorliegenden

Studie tun möchte: die Abhandlung von Peter Schneider über «Ignaz Paul Vital Troxler und das Recht». In der Einleitung dieses Werkes heißt es denn auch programmatisch: «Die geltende Lehre erfaßt die geistesgeschichtlichen, rechtstheoretischen Grundlagen des schweizerischen Bundesstaates in vierfacher Beziehung. Sie spricht einmal von den Einflüssen des altgermanischen Rechtsgedankens der deutschen Schweiz; dann spricht sie von der Bedeutung des reformatorischen Gedankengutes zwinglianischer und calvinistischer Prägung; ferner von der leicht erkennbaren Wirkung der Staatstheorien der Aufklärung; und schließlich von der Wirkkraft der amerikanischen Verfassung, in welcher sich englisch-reformatorisches Denken auswirkt und welche die praktische Lösung der Antinomie zwischen Einheitsstaat und Staatenbund aufweist. In ihrer Verwebung bilden die genannten Denkweisen die Tragfläche des gegenwärtigen schweizerischen Staatsgebäudes, und man möchte dessen Eigentümlichkeit gerade darin sehen, daß keine für sich sein Wesen ausmacht, sondern alle miteinander in ihrer gegenseitigen Ergänzung dasselbe erfüllen. Wir teilen an sich die Auffassung der geltenden Lehre, sind aber der Meinung, daß die *Romantik*, welche ihre größte Kraftentfaltung in unmittelbarster zeitlicher Nähe der Kämpfe um den Bundesstaat fand, als fünfter Wirkungsfaktor eingehender gewürdigt werden müsse.»²

Soweit Peter Schneider. Er sagt «Romantik» und meint damit in seinem Gebiete vor allem das «organische Rechtsdenken», das er gegenüber der mechanisch-normativen Rechtslehre der Aufklärung abgrenzt. Das mag in rechtsgeschichtlicher Sicht angehen. Wer jedoch in erster Linie von der Literatur herkommt, hört den Begriff «Romantik» als Gegensatz zu «Klassik» und möchte ihn deshalb für eine speziellere Daseinsmöglichkeit aufsparen; ich werde auf den Begriff noch zurückkommen. Die fünfte Wurzel der schweizerischen Geistesgeschichte und Staatsentfaltung im neunzehnten Jahrhundert nenne ich deshalb lieber mit einem umgreifenderen Namen «Goethezeit».

Wenn ich so sage und diese Goethezeit als eigene geistesgeschichtliche Größe sehe, so verstehe ich darunter allerdings nicht einfach den Ausschnitt der abendländischen Geschichte, der durch Geburt und Tod Goethes begrenzt ist. Ich verstehe darunter die geistige Bewegung, die zwar weder nur von deutschen Geistern angeregt wird, noch in ihrer Wirkung auf den deutschsprachigen Raum beschränkt bleibt, aber doch im wesentlichen von Deutschland getragen wird – so wie von Frankreich die politische, von England die wirtschaftliche Bewegung der Zeit – und in Goethe ihren geistigen Brennpunkt hat. Nicht was äußerlich in den Rahmen von Goethes Leben fällt, sondern was innerlich in ihm gebunden und verbunden ist, das heißt hier Goethezeit. Daß so unendlich vieles von den

Erscheinungen der Epoche an dieser Bindung und Verbindung in Goethe teilhat, das offenbart die überragende Gewalt dieses Dichters aufs wunderbarste.

Im «Godwi» Brentanos stehen die Worte, die diesem Befund am schönsten Ausdruck geben: «Darf ich nennen, was uns alle verband? Ein Dichter hatte uns alle geweckt; der Geist seiner Werke war der Mittelpunkt geworden, in dem wir uns selbst und einander wiederfanden; mannigfach voneinander unterschieden waren wir, wie unsre Zeitgenossen, ohne Religion und Vaterland, wer die Liebe kannte, fühlte sie zerstörend – ohne diese Dichtungen wäre der lebendige Keim des bessern Daseins in uns zerstört, wie in so vielen. Im Genusse dieser Werke wurden wir Freunde, in Erkenntnis seiner Vortrefflichkeit gebildet, mit dem Leben einig, zu allen Unternehmungen mutig, zu einzelnen Versuchen geschickt.»³

Wie die verschieden gearteten Zeitgenossen im Genusse der Goetheschen Dichtungen Freunde werden, so werden überhaupt in der Gestalt Goethes die Gegensätze des Zeitalters aufgehoben. Selbstverständlich bestehen diese Gegensätze: zwischen Kant und Herder, zwischen Goethe und Schiller, zwischen den Klassikern und den Romantikern, zwischen den Klassikern und Hölderlin oder Kleist oder Jean Paul, zwischen den Romantikern und dem «Jungen Deutschland». Aber sie hindern den verstehenden Betrachter keineswegs, das geistige Ganze zu sehen und zusammenfassend von der Goethezeit zu sprechen, so wie man von der Reformation spricht trotz der Gegensätze zwischen Luther und Zwingli oder Calvin, von der Renaissance, trotz ihrer inneren Dissonanzen, ja von der Antike als Einheit, trotz des großen Gegensatzes zwischen Griechenland und Rom – um von den kleinern innern Gegensätzen ganz zu schweigen.

Und je mehr die Goethezeit in die Vergangenheit rückt, je weniger uns ihre Fragestellungen und Kämpfe berühren, desto klarer zeigt sie sich als Ganzheit. Man ist versucht, von der Geschichte eines geistigen Lebewesens zu sprechen mit Jugend, Reife und Alter. Freilich gilt das nicht in streng biologischem Sinne, sondern eher so, wie Carl Hilty es meint, wenn er davon spricht, daß «die Gedankenströmungen, wie schon Christus zu Nikodemus es sagt, nicht *lediglich* Menschenprodukte sind, sondern ein selbständiges geheimnisvolles Leben, ein Beginnen, Herrschen und wieder Vergehen haben»⁴.

Das Werden läßt sich am einleuchtendsten fassen. Es offenbart sich in jenem Aufbruch, den die Literaturwissenschaft «Sturm und Drang» zu nennen gewohnt ist. Ein Beispiel muß für viele zeugen: Goethes *Mailed*. Kaum ein anderes Gedicht der Weltliteratur schenkt dem Leser so sehr das Gefühl der Geburtsstunde eines neuen Geistes. Die Liebe schafft hier eine neue Welt. Und wenn auch dem Dichter nicht bewußt, so doch in

einem tiefern Sinne nicht zufällig ist die Tatsache, daß die Elemente dieser neuen Welt in der genau gleichen Reihenfolge genannt sind wie im Schöpfungsbericht des Alten Testaments. Zuerst die Natur, Himmel und Erde:

«Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!»

Dann das Licht:

«Wie glänzt die Sonne!»

Dann die sprießende Pflanzenwelt:

«Wie lacht die Flur!
Es drängen Blüten
Aus jedem Zweig . . .»

Dann die lebenden Wesen:

«Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch.»

Und schließlich das Wesen, das dem Schöpfer ähnlich ist, seine Imago:

«O, Mädchen, Mädchen,
Wie lieb ich dich!
Wie blickt dein Auge!
Wie liebst du mich!»

Leuchtet den Leser aus dichterischen Gebilden wie diesem Mailied der Schöpfungsmorgen der Goethezeit an, dem in der Klassik die Höhe des Tages folgt, so ist demgegenüber die Romantik – um mit dem Titel eines Gedichtes von Brentano zu sprechen – das «Abendständchen» dieser geistigen Bewegung. Auch wer über keinerlei literaturgeschichtliche Kenntnisse verfügt, sieht in Sonnenuntergängen, Mondscheinnächten und ähnlich gestimmten Naturbildern den Inbegriff des Romantischen. Dieser Sprachgebrauch hat seinen guten Sinn. Innerhalb der in Werden, Sein und Vergehen gegliederten Einheit der Goethezeit stehen die Romantiker auf der Seite des Vergehens. Sie sind bereits überreich beschenkte Erben. Von diesem Schicksal ist der romantische Geist geprägt. Dunkelheit und fließendes Wasser sind in der romantischen Dichtung von Novalis bis Lenau immer wieder Sinnbild solchen Geschicks. Und selbst ein Lied mit so frohem Titel wie Eichendorffs «Frische Fahrt», das an sich ein Morgenlied ist, verrät unüberhörbar den Anhauch der Vergänglichkeit:

«Und ich mag mich nicht bewahren!
Weit von euch treibt mich der Wind,
Auf dem Strome will ich fahren,
Von dem Glanze selig blind!
Tausend Stimmen lockend schlagen,
Hoch Aurora flammend weht,
Fahre zu! Ich mag nicht fragen,
Wo die Fahrt zu Ende geht!»

Indessen dürften zu diesem Punkte solche Andeutungen genügen. Die Literaturwissenschaft hat den Stilwandel vom «Sturm und Drang» über die Klassik zur Romantik immer wieder einzufangen versucht, so daß es hier genügt, diesen Befund in Erinnerung zu rufen. Auch sprechen die sinnbildlichen Gestalten der Epoche eine unmittelbar überzeugende Sprache: von Prometheus über Iphigenie zum Letzten König von Orplid. Vielleicht mag noch betont werden, daß es sich bei dieser Folge von Werden, Sein und Vergehen nie um eine bloß ästhetische Angelegenheit handelt. Hinter dem Wechsel im Stil der Liebesgedichte zum Beispiel verbirgt sich ein Wechsel im Stil der Liebe. Das gleiche gilt für die Freundschaft, für das Verhältnis zu den Großen der Vergangenheit, für das Leben des Geistes überhaupt. Es wandelt sich die Weltstruktur der Menschen, welche die geistige Bewegung tragen, und der Stil der Kunstwerke – Sprache, Pinselstrich, musikalischer Rhythmus – ist lediglich der ästhetische Aspekt dieses allgemeinen Wandels.

Bewege ich mich hier auf mehr oder weniger gesichertem Boden, so betrete ich mit meiner Konzeption des schweizerischen neunzehnten Jahrhunderts Neuland. Zumal verwende ich in diesem Zusammenhang den Begriff «schweizerische Regeneration» in einem neuen Sinne, welcher der Klärung bedarf.

Unter «Regeneration» versteht die herrschende politische Geschichtsschreibung den eng umgrenzten Zeitabschnitt zwischen den kantonalen Verfassungserneuerungen von 1830 und 1831 und der Gründung des schweizerischen Bundesstaates im Jahre 1848. Indessen ist daneben der Begriff immer auch in weniger präzisen Sinne verwendet worden. Carl Hilty schreibt 1893 von einer «Regeneration der Eidgenossenschaft, in welcher wir noch immer begriffen sind»⁵. So weiß ich mich in seinem Gefolge, wenn ich unter «*Regeneration*» die umfassendere Epoche der schweizerischen Geistesgeschichte verstehe, die mit Pestalozzi anhebt und mit Carl Hilty endet.

Ich tue dies nicht aus Eigenwilligkeit, sondern weil ich zutiefst überzeugt bin, daß sich für diese Epoche eine einheitliche, zusammenfassende

Benennung aufdrängt. Je weiter wir von ihr entfernt sind, desto deutlicher stellt sie sich dem verstehenden Betrachter als große, in Werden, Sein und Vergehen gegliederte Einheit dar, ebenso sehr wie die Goethezeit oder auch die italienische Renaissance oder die ritterliche Kultur der Stauferzeit, mindestens so deutlich wie das italienische «Risorgimento» des gleichen Jahrhunderts, das auch längst nicht nur als politische, sondern als allgemein-geistige Bewegung verstanden wird. Man ist bei unserer Regeneration – nun und fortan immer in meinem Sinne verstanden – ebenso wie in all den andern Fällen versucht, von der Geschichte eines geistigen Lebewesens zu sprechen ⁶.

Eine solche Behauptung will gestützt sein. Dies soll im folgenden versucht werden. Wenigstens andeutungsweise will ich darlegen, inwiefern ich diese schweizerische Regeneration als Ganzheit sehe. Warum ich für diese Ganzheit am Begriff «Regeneration» festhalte, diesen also erweitere und nicht etwa einen ganz neuen Namen einführe – was unter Umständen weniger zu Mißverständnissen Anlaß geben würde –, dies wird allerdings erst viel später klar werden, wenn ich vom Begriff der «Wiedergeburt» bei Carl Hilty spreche ⁷.

2.

Im achtzehnten Jahrhundert hat die Schweiz den Gang der allgemeinen europäischen Geistesgeschichte weitgehend miterlebt und teilweise selber befruchtet. Aber mit der Revolution bricht diese unmittelbare europäische Gemeinschaft des Geistes auseinander, auch für unser Land. Johann Gaudenz von Salis-Seewis – unter den Schweizer Dichtern der lyrische Vollender des achtzehnten Jahrhunderts – verstummt damals als Sänger und lebt fortan als General und Beamter. Ulrich Bräker – in seinem Shakespeare-Büchlein und in den Natur-Apotheosen seiner Tagebücher der eindrucklichste Vertreter des Sturms und Drangs in der Schweiz – stirbt im gleichen Sommer, da die Franzosen das Land überfluten ¹. Der Größte jedoch, Pestalozzi, wächst über das europäische achtzehnte Jahrhundert hinaus und gleichzeitig in die Eigengesetzlichkeit der weitem schweizerischen Geistesgeschichte hinein. Er wird der Prophet, der leuchtende Anfang der schweizerischen Erneuerung, die sich im neunzehnten Jahrhundert vollzieht, weitgehend nun in klarem Widerspruch zur Entwicklung im übrigen Europa.

Gerade bei Pestalozzi ist das «Werden» am leichtesten zu fassen. Während gleichzeitig Kant und Hegel in ihren Werken die großen Summen ziehen, die großen Schlußstriche unter die vergangene Menschheits-

geschichte setzen, weist jedes Wort Pestalozzis mit unwiderstehlicher Gewalt nach vorwärts. Noch in den letzten Lebensjahren schreibt er einen ausgesprochen erregten Stil, wie man ihn sonst aus dem «Sturm und Drang» kennt. Beim Erscheinen einer Schmähschrift gegen ihn ruft er zum Beispiel aus: «Oh, ich leide unaussprechlich! Kein Mensch vermöchte zu fassen den Schmerz meiner Seele. Man verschmäht und beschimpft den alten, schwachen, gebrechlichen Mann und sieht ihn jetzt nur noch als ein unbrauchbares Werkzeug an; dies tut mir nicht meinetwegen weh, aber es tut mir wehe, daß man auch meine Idee verschmäht und verachtet und unter die Füße tritt, was mir heilig war und wonach ich während meines langen, kummervollen Lebens gerungen habe. Sterben ist nichts; ich sterbe gern, denn ich bin müde und möchte endlich Ruhe haben; aber gelebt zu haben, alles geopfert zu haben und nichts erreicht zu haben und immer nur gelitten und nichts erreicht zu haben und alles zertrümmert zu sehen und so mit seinem Werk ins Grab zu sinken, – oh, das ist schrecklich, und ich kann es nicht aussprechen, und ich wollte gerne noch weinen, und es kommen keine Tränen mehr . . .»²

Auch der alte Goethe erlebt Anfeindungen. Er nimmt sie gelassen hin, im Wissen, sein Tagewerk vollbracht zu haben, im Bekenntnis zur «Gemeinschaft der Heiligen», die sich über die Jahrhunderte hinweg die Hände reichen³. Pestalozzi kennt solche Gelassenheit nicht. Sein Wirken und Werk ist prophetisch, visionär, auf zukünftige Verwirklichung angelegt. Und um diese künftige Verwirklichung bangt ihm, wenn er seine Ideen geschmäht sieht.

Zwar bleibt Pestalozzi ein Einzelner und Einsamer; von seinen Zeitgenossen läßt sich in diesem Sinne höchstens Johannes von Müller neben ihn stellen, und nur mit Einschränkungen. Aber die gewaltige Vorwärtsbewegung, die sich in ihm angekündigt hat, schwingt weiter in seinen Schülern. Sie lebt in der Begeisterung der Jünglinge, die sich, durch den Wunsch nach einem neuen, einigen und freien Vaterlande vereint, 1819 zum «Zofinger-Verein schweizerischer Studierender» zusammenschließen⁴. Sie gibt den eidgenössischen Schützenfesten jener Jahrzehnte, die selbst der aristokratische Friedrich von Tschudi als die großen «Symposien des Nationallebens» feiert⁵, den unvergleichlichen Adel, den sie später fast plötzlich einbüßen. Sie wird weitergetragen von den geistigen Urhebern unseres Bundesstaates.

Und eben diese Bewegung durchzittert noch jene denkwürdigen Sätze im Tagebuch Gottfried Kellers vom 1. und 2. Mai 1848: «Das neunzehnte Jahrhundert, das verhängnisvolle, läßt uns nicht zusehends werden, und haben wir nicht seine sommerliche Mitte erlebt? In zwei Jahren zählen wir 1850. Was kann da nicht alles reif werden und sich vorbereiten zur

großen Wendung unserer Geschichten! . . . Die Greise werden noch am Rande ihres Grabes die Summe ihres langen Lebens verdoppeln können und die Erfahrungen und Früchte eines Jahrhunderts mit hinübernehmen. Mein Herz zittert vor Freude, wenn ich daran denke, daß ich ein Genosse dieser Zeit bin.»

Wie Keller empfinden die geistig Lebendigen eines ganzen Geschlechts. Ein Beispiel noch: Am 5. Oktober des gleichen Jahres schreibt sein Altersgenosse Johann Andreas von Sprecher, damals Leutnant in einem ungarischen Honvedbataillon, in sein Kriegstagebuch: «Es stürmt draußen in der Welt, wo alle Elemente politischer Leidenschaften losgelassen sind. O, daß ich nicht auch am Wagen der Geschichte ziehe! Daß ich verurteilt bin, von weitem diesem wunderbaren Schauspiel der sich *regenerierenden* Menschheit durch getrübbte Brillengläser zuzuschauen! Gewiß, Großes ist geschehen, und noch Größeres bereitet sich vor.»⁶

In diesem Augenblick – 1848 – ist tatsächlich die Scheitelhöhe der Kurve erreicht. Mag das Revolutionsjahr sonst in Europa vielerorts zu einem Jahr der Enttäuschung werden, – in der Schweiz, wo nicht ein staatlicher Umsturz, sondern eine geistige Bewegung im Tun ist, wird die Zeit des Werdens gekrönt durch die Zeit des Seins.

Im politischen Leben bedeutet die einsichtsvoll gestaltete neue Bundesverfassung Erfüllung der Hoffnungen, Verbindung und Versöhnung der getrennten Gruppen, Grundlage der Entfaltung. Gleichermassen ist aber auch im geistigen Bereich die Ernte angebrochen. Die Meisterwerke Gottshells sind zum Teil schon geschrieben. Die Dichtungen Kellers reihen sich in rascher Folge aneinander, und bald taucht als dritter Großer Conrad Ferdinand Meyer am Horizonte auf. Wissenschaftliche Bücher entstehen in diesen Jahren in der Schweiz, die bald weltberühmt werden: Bachofens «Mutterrecht», Burckhardts «Zeit Konstantins des Großen» und seine «Kultur der Renaissance in Italien», Tschudis «Tierleben der Alpenwelt». Maler von hohem Range treten bei uns auf: Buchser, Koller, Anker, Böcklin. Die Schweiz ist Zufluchtsstätte großer Geister aus ganz Europa. Alles zusammengenommen eine Blüte des schweizerischen Geisteslebens, so überraschend, wunderbar und unerklärlich wie die hohe Zeit des deutschen Geistes zwei Menschenalter zuvor! Und Gottfried Kellers «Fähnlein der sieben Aufrechten» verkörpert aufs liebenswürdigste diese Zeit der glücklichen Erfüllung, ähnlich wie Goethes «Hermann und Dorothea» die Humanität der deutschen Klassik. Gegensätze gibt es zwar auch innerhalb dieser schweizerischen Regeneration, ähnlich wie innerhalb der Goethezeit: zwischen Keller und Gottshell etwa. Aber dem Rückblickenden scheint die gemeinsame geistige Leistung der Epoche das Entscheidende.

Freilich: Auch hier folgt die Zeit des Vergehens. Schon 1878 schreibt Keller an Storm: «Das ‚Fähnlein‘, kaum achtzehn Jahre alt, ist bereits ein antiquiertes Großvaterstück; die patriotisch-politische Zufriedenheit, der siegreiche altmodische Freisinn sind wie verschwunden; soziales Mißbehagen, Eisenbahnmisere, eine endlose Hatz sind an seine Stelle getreten.»⁷ So folgt «Das verlorene Lachen», der «Martin Salander». Das verlorene Lachen – könnte man diesen Titel nicht über ganze Jahrzehnte der neuern Schweizergeschichte setzen?

Von den deutschen Romantikern heißt es einmal bei Emil Staiger: «Ihnen ist die Sprache Goethes wie ein Zauberstab, der reichere Schätze zu Tage zu fördern vermöchte, als ihr Schöpfer es für gut hielt. So aber, mit dem Zeichen begabt, der Mühe ledig, die sie schuf, und des Bedeutsamen nicht mächtig, vermögen sie die Schätze nicht zu übersehen und nicht zu bergen. Das unbefugt Beschworene wächst ihnen übers Haupt.»⁸ Entsprechende Sätze ließen sich von den schweizerischen Liberalen in den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts sagen: Sie verhalten sich zur Bundesverfassung von 1848 grundsätzlich gleich wie die deutschen Romantiker zur Sprache Goethes. Auch ihnen fehlt das zeugende Element des Widerstandes. Die Mühen, die jenes unvergleichliche Verfassungswerk zustande gebracht haben, nehmen sie nicht mehr wahr. Sie sehen nur die neuen Möglichkeiten, die es eröffnet hat. Und indem sie diese Möglichkeiten auskosten, geraten sie oft in einen seichten Fortschrittsglauben, öffnen sie dem platten Materialismus Tür und Tor, beschwören sie eine unheimlich anwachsende Bürokratie herauf und geben so schließlich den frühen Warnungen Gotthelfs recht.

Carl Hilty, der, obwohl schon einer jüngern Generation angehörend, noch ganz auf dem Boden der Bundesgründer von 1848 steht und in Graubünden noch selber das Ringen um den neuen Staat miterlebt hat, ficht in vielen Fragen schon auf verlorenem Posten. Seinen Kampf gegen die Bürokratie kämpft er ohne Erfolg. Bei seiner tiefen Einsicht in die Not der Zeit bleibt ihm nur übrig, den Glauben an ein künftiges Reich der Liebe auf Erden als Bildungsmaßstab seinen Zeitgenossen hinzuhalten, – ähnlich, wie auch Gottfried Keller den geplanten «Arnold Salander» schließlich doch gläubig mit einer «reinigenden Wendung» beschließen will⁹.

Bei Hiltys heftiger, zuweilen vielleicht auch etwas ungerechter Ablehnung alles ausgesprochen Modernen – vom Proportional-Wahlverfahren über den sonntäglichen Sportbetrieb bis zum Naturalismus in der Kunst – denkt man unwillkürlich an des spätern Goethe Abwehr von so manchem Neuem, zumal des romantischen Geistes. Und in diesem Zusammenhang muß die Frage nach einer schweizerischen Romantik erhoben werden.

Man hat immer wieder, von der deutschen Literaturgeschichte ausgehend, festgestellt, in der Schweiz fehle die eigentliche Romantik. Und man hat diesen Tatbestand stets gerne aus der Eigenart schweizerischen Wesens erklärt. Man legt dann etwa dar, der Schweizer liebe das wirkliche und endliche Leben, der Deutsche aber das Unwirkliche, Unendliche, den Tod¹. Solche Wesensbestimmungen haben ihren guten Sinn. Gefährlich werden sie erst, wo man den Geist eines Volkes als etwas Unwandelbares ansieht, wo man also etwa zum vorneherein glaubt, das deutsche Volk könne nie von seiner Liebe zum Tode gesunden und das schweizerische Volk sei dank seiner Lebenstüchtigkeit überhaupt nicht in Gefahr, je dieser Liebe zum Tode zu verfallen. Wer wollte das verbürgen? Und fragwürdig wird jede derartige Wesensbestimmung auch, wo man aus einer einzelnen Gegebenheit – aus unserer Staatsform, aus dem geographischen Bild unseres Landes – das Ganze der schweizerischen Kultur in kausalem Sinne abzuleiten versucht. Kausale Abhängigkeit gibt es hier grundsätzlich nicht, sondern nur verschiedene Manifestationen ein und des selben Geistes, ein und der selben schweizerischen Welt².

Das Problem der Romantik in der Schweiz hat indessen noch einen andern, einen im engeren Sinne geistesgeschichtlichen Aspekt. Und diese Seite der Frage ist durch die Abgrenzung schweizerischen und deutschen Wesens eher verschüttet als erhellt worden. Sie soll hier beleuchtet werden.

Die deutschen Romantiker, so sagte ich, sind überreich beschenkte Erben. Innerhalb der in Werden, Sein und Vergehen gegliederten Einheit der Goethezeit stehen sie auf der Stufe des Vergehens. Von diesem Schicksal ist der romantische Geist geprägt. Der schweizerische Geist aber steht in jener Zeit unter dem Zeichen des Werdens. Er trägt jenen ungeheuren Auftrieb in sich, den Pestalozzi als erster offenbart hat. Das Geschlecht, das bei uns die deutsche Romantik aufnehmen könnte, das sind eben jene Schüler Pestalozzis – etwa der rastlose Johann Jakob Reithard –, jene Zofinger Jünglinge, die sich als Bannerträger einer bevorstehenden Erfüllung fühlen.

Allerdings, auch in der Schweiz zehrt diese Generation vom Geiste Goethes, schwelgt sie in seinem Erbe. Die reiche und hochstehende Jugend- und Studentenpoesie, die damals bei uns blüht, zeugt davon. Indessen stehen ihr Goethe und Schiller, die Dichter des «Jungen Deutschlands» und selbst die Anakreontiker des achtzehnten Jahrhunderts näher als die zeitgenössischen Romantiker. Romantisches wird nur nachgefühlt, soweit und solange es dem Empfinden des Jünglingsalters entspricht. Von einem romantischen Schicksal aber kann die Rede nicht sein. Wie hätte auch

diese Jugend, die im Begriffe war, sich zur kommenden Erfüllung zu sammeln, von jenem Zerfließen ins Unendliche erfaßt werden können? – Von einem Wesensunterschied zwischen Schweizern und Deutschen spreche ich dabei jetzt nicht. Ich stelle nur fest, daß rund um 1820 und 1830 herum die Stunde des schweizerischen Geistes eine andere ist als die Stunde des deutschen Geistes. Die Goethezeit geht zur Neige. Bei uns aber ist ein neuer Tag im Anbruch.

Vollends hat mit romantischem Schicksal die Literatur nichts zu tun, die damals in der Schweiz am meisten verbreitet ist, etwa Usteris Idyllen, Fröhlichs Fabeln oder Zschokkes Erzählungen, die «schöne oder gute Empfindungen mitteilen» wollen³. Das alles scheint vielmehr noch ins vorgoethesche achtzehnte Jahrhundert zu gehören, und keinesfalls fühlt man sich erinnert an die großen Zeitgenossen Eichendorff, Mörike, E.T.A. Hoffmann. Das Auftreten Gotthelfs und Kellers bei uns ist denn auch dem Übergang von der Romantik zum Realismus in Deutschland oder gar in Frankreich völlig unähnlich. Es ist ein unerhörter Aufbruch, eine Revolution, jener vergleichbar, die einst Herder und der junge Goethe eingeleitet haben.

Wie dann jedoch auch in der Schweiz die hohe Zeit einmal zur Neige geht, am Rande und am Ende der Regeneration, treten nun auch bei uns Männer auf, die das Signum des Vergehens tragen und sich zu den Meistern ähnlich verhalten wie die Romantiker zu Goethe und Schiller. Wenn irgendwo, dann ließe sich hier tatsächlich von einer schweizerischen Romantik sprechen. Denn hier tauchen nun Zeichen auf, die man romantisch zu nennen gewohnt ist: seelische Heimatlosigkeit, ja Haltlosigkeit, Sehnsucht nach unendlicher Ferne, Liebe zum Tode, epigonenhaftes Literatentum. Dabei wäre hier der Ausdruck «schweizerische Romantik» nicht etwa gleichbedeutend mit «Romantik in der Schweiz». Vielmehr würde er die Phase des schweizerischen Geistes benennen, die jener Phase des deutschen Geistes entspricht, die man allgemein Romantik heißt.

An erster Stelle ist hier der «irre Nachtfalter am literarischen Horizont der zweiten Hälfte des Jahrhunderts» zu erwähnen, der sich selber durch den Poetennamen «Dranmor» (abgeleitet von *droit à la mer*) zu einem Heimatlosen stempelt: Ludwig Ferdinand Schmid⁴. In jungen Jahren glückt ihm ein einziges Mal ein reines Gedicht, das unvergeßliche «Blatt aus der Knabenzeit», das anhebt: «Ich möchte schlafen gehn...» Die Verse, die er später schreibt, sind Zeugnisse eines unerquicklichen, verfahrenen Literatentums. Und wie er in der Dichtung keinen eigenen Grund findet, so irrt er auch im Leben in der Welt umher, von unstillbarem Heimweh getrieben, nirgends Ruhe findend als vielleicht im Gedanken an

den Tod. Einmal nennt er den Menschen einen «Teil des großen Weltgedankens»; er glaubt an einen unaufhaltsamen Fortschritt und wird doch von düstern Ahnungen verfolgt: «Die Wolken färben sich immer dunkler», heißt es im Vorwort zur dritten Auflage seiner Gedichte.

Sodann Heinrich Leuthold. Sein Leben ist ebenso unerfüllt, verfahren, verfehlt wie das Dranmors. Als Dichter zwar steht er den Meistern näher. Was Gottfried Keller über Leutholds Gedichte sagt, ließe sich jedoch niemals über Gotthelfs, Meyers oder Kellers eigene Werke sagen, wohl aber über zahlreiche Zeugnisse der deutschen Romantik von Tieck bis Mörike: «Wir glauben bekannte Töne und Weisen zu vernehmen, bis wir merken, daß wir immerhin einen selbständigen Meister hören, der seinen Ton nach freier Wahl angeschlagen hat und auch einen andern hätte wählen können.»⁵

Freilich steht Leuthold im Münchner Dichterkreis und damit in jener neuen, epigonenhaften klassizistisch-romantischen Bewegung, die in Deutschland nach 1850 einsetzt. Als Schweizer wächst er über diesen Kreis gerade deshalb hinaus, weil in den schweizerischen Geist das romantische Schicksal des Erben hier zum erstenmal einbricht, das in Deutschland schon aus zweiter und dritter Hand übernommen ist und deshalb dort seine gefährliche, tödliche Macht eingebüßt hat. Die Klarheit von Leutholds Formen täuscht nicht über eine trunkene Nachtsehnsucht hinweg. Auch bleibt er der Sprache gegenüber eigentlich nicht Meister; er läßt sich von ihren Möglichkeiten berauschen. Und wenn er über den «kleinlichen Krämersinn», die «rohe Erwerbgier» der Schweizer Klage erhebt, so stehen solche Äußerungen nicht nur neben der überheblichen Verachtung des bürgerlichen Lebens, die den Münchner Pseudo-Idealisten eigen ist, sondern auch neben den Alterswerken Kellers und sind so ernste Zeugen für das Vergehen der schweizerischen Regeneration in ihrer gesellschaftlich-politischen Seite. Nur kennt Leuthold nicht wie Keller das Bewußtsein des Meisters, der trotz allen Enttäuschungen weiß, daß er sein Tagewerk redlich vollbracht hat.

Dranmor und Leuthold gehören zwar der gleichen Generation an wie Keller und Meyer. Aber sie haben – im Gegensatz zu diesen, wie die deutschen Romantiker im Gegensatz zu Goethe – nichts mehr in vollem Sinne «geleistet», das die Blüte des schweizerischen Geistes mitbegründet hätte; deshalb können sie bereits zur «Romantik» innerhalb unserer Regeneration zählen. Der nächste, den ich erwähnen möchte in diesem Zusammenhang, gehört nun zu einer jüngern Generation. Es ist der fast vergessene Jost Winteler.

Die meisten seiner Gedichte, die er zur Sammlung «Tycho Pantander» gebüschelt hat (gedruckt 1890), erwecken in ihrer aufdringlichen und

krampfhaften Gedanklichkeit zunächst unser Mißtrauen. Bei näherem Zusehen aber gerät der Leser ins Staunen, und schließlich zögert er kaum mehr zu sagen, hier sei romantisch-idealistischer Geist wohl am ausgeprägtesten in schweizerische Dichtung eingegangen. Winteler huldigt der «Weisheit der Eleaten», jener vorsokratischen Schule also, die zum erstenmal die Zauberformel «ἐν καὶ πάντα» heraufbeschworen hat. Er sucht und ersehnt – man meint Novalis zu hören – eine «All-Einheit», eine «kosmische Harmonie». Eines seiner Gedichte heißt «Im Kleinsten Gott», und in einem andern wird ihm «Der Quecksilbertropfen» zum Gleichnis:

«Wie du dich teilst und immer wieder teilst,
Aus Teilen auch zurück ins Ganze rindest,
So bist du mir der Schöpferseele Bild.»

Noch erstaunlicher sind die Sätze in Winteler's Lebenserinnerungen: «Ich erinnere mich, daß ich als Knabe im Bette vor dem Einschlafen in lauter Versen mit mir sprach . . . Die Fülle solcher Gesichte setzte sich mir auch etwa in Töne um. Ich hörte dann, immer vor dem Einschlafen in halbträumendem Zustande, dem auch viele meiner Verse entfloßen sind, lange Kompositionen, von vollem Orchester ausgeführt, vor der trunkenen Seele vorüberrauschen . . . Schon früh empfand ich die Einwirkung der klassischen Akribie auf mein poetisches Schaffen als eine Störung meiner Unmittelbarkeit . . . Auch das bloße Schreiben störte meine Unmittelbarkeit. Und wie ich als zwölfjähriger Knabe eine immergehende Uhr hatte ersinnen wollen, so plagte ich mich im ersten Semester lange mit einer elektrischen Einrichtung, die, ohne das Denken zu stören, automatisch dessen leise Nervenimpulse hätte auffangen und aufzeichnen sollen.»⁶

Bis ins Einzelne hinein ließe sich in solchen Äußerungen das romantische Element nachweisen. Und dabei ist es hier gerade nicht bewußt bildungsmäßig übernommen; sondern es bricht als urtümliche menschliche Daseinsmöglichkeit in dem einsamen Winteler auf. Alle seine Lebensäußerungen tragen diesen Stempel. Unvergeßlich das Bild, wie er als alter Einsiedler im Toggenburg alle verwundeten und frierenden Vögel, die er bei seinen einsamen Streifzügen durch die Wälder findet, zu sich nimmt und dann stundenlang sein Ohr an die Gitter der Käfige hält, um den Vogelstimmen zu lauschen!

Was bedeutet dies im Zusammenhang der vorliegenden Studie? Es zeigt, wie vielleicht gerade in den geheimsten, unberührtesten Kammern das Gesetz des Zeitgeistes sich erfüllt. Dies Gesetz lautet hier, daß nach der Stunde derer, die sich zu einer Leistung aufgerufen fühlen, die Stunde jener kommt, die sich widerstandslos hingeben möchten. Gerade in ihrer

Hingabe und Preisgabe jedoch tragen sie das Zeichen des Vergehens in sich.

Nach Winteler ist noch Karl Stauffer zu nennen, der Künstler, der sein Ziel unendlich hoch steckt und schließlich an einer Frau zugrunde geht. Im Gefängnis schafft er noch ein dichterisches Opus, das ganz von der Erinnerung gespeist ist. Am Ende steht als dunkler Abgesang «Der Tod von Bern».

Erwähnenswert ist weiterhin der St.Galler Theodor Curti, in dessen Lyrikband «Sang der Zeiten» die Dichtung aller Völker und Zeiten abgegrast und nachgebildet wird, mit einer Leichtigkeit der Einfühlung ins Verschiedenste, wie sie Ludwig Tieck und Friedrich Schlegel eigen war, nicht aber Goethe und Schiller, deren Meisterschaft sich je und je in der Beschränkung zeigte. Schrankenlosigkeit ist das Signum der Romantik.

Schließlich muß an Adolf Frey erinnert werden. Als Wissenschaftler und Dichter Keller und Meyer verpflichtet, offenbart er am deutlichsten den eigenen Grund der schweizerischen «Romantik»: Sie ist Zeit der Neige nach der Höhe, die in Gotthelf, Keller und Meyer dichterische Gestalt gewonnen hat. In einem engern Sinne ist er freilich durchaus kein romantischer Geist; vielmehr vertritt er am Ende der schweizerischen Regeneration etwa jene Möglichkeit, die Dichter vom Schlage Platens am Ende der Goethezeit aufzeigen.

Und hier ist der mannigfaltigen «Heimatsdichtung» zu gedenken, die im Gefolge Gotthelfs und Kellers einsetzt, aber ihren epigonenhaften Charakter auch dort nicht verleugnen kann, wo anstatt der Schriftsprache die Mundart verwendet wird. Es ist daran zu erinnern, daß – von wenigen einzelnen Vorläufern abgesehen – nun erst in der Schweiz ein autonomes Kunstvolkslied entsteht – ich nenne vor allem Meinrad Lienert, Sophie Haemmerli-Marti und Josef Reinhart –, ähnlich wie in der deutschen Romantik mit den Liedern Brentanos, Eichendorffs, Heines, Wilhelm Müllers und anderer, und in nicht weniger reicher Fülle.

Endlich ist auch die heroische Gebärde, die teilweise schon Conrad Ferdinand Meyer auszeichnet, die in einem gewissen Sinne Carl Hilty eigen ist und die vor allem an Carl Spitteler auffällt, ein Zeichen dafür, daß die Zeit der Höhe und des Glanzes vorüber ist. Diese gewaltsame Gebärde ist nur eine andere Ausdrucksmöglichkeit dafür als die romantische Wehmut. Wäre nicht eine Zeit des Vergehens angebrochen, würde nicht jene romantische Langeweile, die schon seit dem Jahrhundertanfang Europa durchgeisterte, plötzlich auch der Schweiz drohen – es wird später noch davon die Rede sein ? –, so wäre das herakleische Dennoch gar nicht nötig.

Dies muß zu diesem Punkte genug sein. Leicht ließen sich Entsprechungen zeigen in andern Gebieten des geistigen Lebens: so in der Malerei – Böcklin wäre da aufschlußreich –, so in der Wissenschaft, wo zum Beispiel die Begründung der schweizerischen Sprachwissenschaft am Ende der Regeneration parallel verläuft zur Begründung der deutschen Sprachwissenschaft in der Romantik. Indessen dürften die gebotenen Beispiele aus dem Bereiche der Dichtung bereits einen deutlichen Eindruck von diesem «Vergehen» innerhalb der schweizerischen Geistesgeschichte erweckt haben.

Ob dies alles genügt, um wirklich von einer eigenen «schweizerischen Romantik» zu sprechen, bleibe dahingestellt. Mindestens würde eine solche Bezeichnung voraussetzen, daß die Zeit der Meisterschaft «schweizerische Klassik» geheißen würde. Und auch dies wäre nicht ganz unbedenklich, so leicht sich Gotthelf, Keller und Meyer neben Herder, Goethe und Schiller stellen lassen⁸. Es genügt, festzuhalten, daß sich das Widerspiel zwischen deutscher Klassik und Romantik zwei Menschenalter später im Rahmen der schweizerischen Geistesgeschichte wiederholt.

Ich will nun keineswegs behaupten, die deutschschweizerische Literatur des letzten Jahrhunderts könne nur so betrachtet werden, wie es hier geschehen ist. Ich glaube aber, daß diese intern-schweizerische Anschauungsweise neben der gewohnten Betrachtung von der deutschen Literatur her sinnvoll ist, ja nötig, weil nur auf diesem Wege die geistesgeschichtliche Struktur der Regeneration sichtbar wird. Wenn es gelungen ist, den Sinn für die große, in Werden, Sein und Vergehen gegliederte Einheit dieser schweizerischen Epoche zu wecken, haben meine Hinweise ihre Absicht erreicht. Gleichzeitig ist durch das Verweilen beim Problem einer «schweizerischen Romantik» die Zeit aufgehellert worden, in der Carl Hilty steht. So werde ich auf dies und jenes zurückkommen.

Vorerst gilt es indessen noch, wenngleich wiederum nur andeutungsweise, das Verhältnis zu klären zwischen der geistesgeschichtlichen Einheit, die ich schweizerische Regeneration nenne, und jener andern, die nach ihrem bedeutendsten Vertreter Goethezeit heisst.

4.

Gemeinsam ist der Goethezeit und unserer Regeneration zunächst gerade schon dies, daß jede dieser Epochen eine deutliche Ganzheit darstellt, gegliedert in Werden, Sein und Vergehen.

In diesem Sinne ließe sich nun freilich die Regeneration auch andern geistesgeschichtlichen Einheiten gegenüberstellen: zum Beispiel der ritter-

lichen Kultur der Stauferzeit. Auch dies wäre nicht sinnlos. Man würde dann etwa den alternden Gottfried Keller in der Nähe des alternden Walther von der Vogelweide sehen. Dieser sieht die höfische Welt, die er einst mit seinem Liede erhöht hat, zerfallen, wie jener den «siegreichen, altmodischen Freisinn» scheiden sieht, für den er gekämpft hat. Und was Gottfried Keller im geplanten «Arnold Salander» mit dem eschatologischen Unwetter am Üetliberg, das will Walther mit der Fahrt ins Heilige Land erreichen: die «reinigende Wendung». Beide Dichter haben die Zeit, die sie selber noch begründen halfen, überlebt, aber in einem höhern Sinne den Glauben bewahrt. Eine solche Gegenüberstellung weckt im Betrachter den Sinn für grundsätzliche Situationen des Geistes, die zwei Menschen über Jahrhunderte hinweg verbinden können, für menschliche Urgebärden. Mehr dürfte sie kaum leisten.

Entschieden ergiebiger wäre bereits ein Vergleich zwischen unserer Regeneration und der italienischen Renaissance. Hier ist das Verbindende leicht erkennbar. Der Geist beider Epochen ist bürgerlicher Geist; in der Renaissance ist das Bürgertum zum erstenmal als wirtschaftliche, politische, geistige Macht in die Geschichte getreten, und in der Schweiz des neunzehnten Jahrhunderts findet bürgerliches Leben von neuem eine Erfüllung. Und weiter: Diese wie jene geistige Überlieferung schafft keine großen systematischen Werke. Hier wie dort zeigen sich die grundsätzlichen Anliegen vornehmlich in Reden, Briefen und Gesprächen, in Aufsätzen, Traktaten, akademischen Vorlesungen und in den Werken der Dichter. Hierin unterscheidet sich das Denken unserer Regeneration von der Aufklärungsphilosophie wie vom deutschen Idealismus, das Denken der Humanisten von der Theologie der Scholastik. Und diese formale Gemeinsamkeit ist bedeutsam genug. Denn sie verrät schließlich, daß hier wie dort das Ziel des geistigen Wirkens nicht in erster Linie das Wissen, die Erkenntnis der Wahrheit ist, sondern die Entfaltung, Vollendung, Bildung des Menschen¹.

So fruchtbar dieser Vergleich von Renaissance und Regeneration, mit der gehörigen Strenge durchgeführt, wäre, so erweist sich dennoch der Vergleich der Regeneration mit der Goethezeit als einzigartiger. Dort mögen mehr oder weniger unterirdisch geistesgeschichtliche Linien die Verbindung auch historisch herstellen, – hier ist die Verknüpfung indessen noch viel enger und einmaliger: Sie ist eine persönliche Verknüpfung. Denn die Männer, welche die schweizerische Regeneration tragen, sind selbst in einem gewissen Sinne Kinder der Goethezeit. Sie sind in ihrem Lichte emporgewachsen und haben von ihren Brunnen getrunken.

Um diese Behauptung zu stützen, muß ich nochmals auf jene hochstehende Jugend- und Studentenpoesie hinweisen, die in der ersten Hälfte

des Jahrhunderts bei uns blühte. Allerdings ist der ganze Reichtum nicht abzusehen. Vieles, was beredtes Zeugnis von dieser Dichtung ablegen würde, mag in privaten Nachlassen verborgen oder inzwischen verlorengegangen sein. Nur wenig ist mit der wünschenswerten Klarheit faßbar. So sind die Jugendgedichte Jacob Burckhardts schon längere Zeit veröffentlicht. Von denen Friedrichs von Tschudi sind einzelne Proben gedruckt; sie stehen jenen an dichterischem Range keineswegs nach². Die Gymnasiastenlyrik Carl Hiltys ist mir in der Handschrift zugänglich gewesen; ich werde später davon sprechen. Schließlich stößt man da und dort im Lebensbild eines Bundesrates oder Wissenschafters auch auf poetische Zeugnisse der Jugend³. Und überall ist man erstaunt über das echte Verbunden-Sein mit der dichterischen Überlieferung der Goethezeit; bei Tschudi zum Beispiel findet sich eine Ode «Griechische Götter» und daneben eine Volksballade «Lurley»; Sonett und Elegie werden gleich leicht bewältigt. Aber trotz des epigonenhaften Charakters dieser Verse glaubt man immer wieder das Herz des jugendlichen Verfassers mitschwingen zu fühlen. Lebendige Begeisterung ist das Zeichen dieser hochgestimmten Jugend.

Neben der poetischen Anknüpfung an die Goethezeit ist die philosophische und wissenschaftliche nicht weniger wichtig. Die meisten studierenden Schweizer jener Zeit besuchen deutsche Hochschulen, und auch an den schweizerischen Universitäten wirken zu einem großen Teil deutsche Gelehrte. Auf diesem Wege dringen Gedanken Herders, Kants, Fichtes, Hegels, Schellings, Schleiermachers in die Schweiz. Auch hier sind die Zusammenhänge erst spärlich aufgehehlt. Was aber ins Licht der Geschichte getreten ist, spricht eine deutliche Sprache⁴. Ein Beispiel muß für viele stehen:

Zu den Lieblingsschülern Schellings in Jena gehört der Schweizer Ignaz Paul Vital Troxler, von dem schon eingangs die Rede gewesen ist. Dieser trägt nicht nur in den eigenen philosophischen Werken den Geist seines Lehrers weiter, sondern übermittelt ihn als Lehrer am Lyzeum in Luzern und später an den Hochschulen von Basel und Bern auch seinen Schülern. Sein Einfluß ist gewaltig. Ein Schüler aus der Luzerner Zeit erzählt: «Als Troxler den Katheder erhielt, ergriff sein hinreißender Vortrag die Herzen der Jünglinge; in vieler Brust regte sich ein begeistertes Gefühl; das aufgehende Leben wuchs und erstarkte.»⁵

Zu den begeistertsten dieser Schüler gehört der spätere St.Galler Landammann Basil Ferdinand Curti (ein Großonkel des Theodor Curti, den ich oben erwähnt habe). Dessen ganzes politisches Denken und Handeln wäre ohne diese Bildungsgrundlage undenkbar. Noch die «Skizze einiger Grundgedanken zum Studium der praktischen Philosophie», die Curti in

der letzten Zeit seines Lebens niederschreibt, atmet den Geist von Jena. Da heißt es etwa als eine Art von Bekenntnis: «Wir glauben an etwas Höheres und Ewiges, das uns hält und trägt, das gewesen ist und sein wird, aus dem und durch das diese große Welt, dieser Himmel über uns ist, – das allem Sein und Leben das Gesetz gegeben hat und uns mit dem Geiste besonders weihte, – das vollkommen sein muß und das Ringen nach Vollkommenheit von uns fordert.»⁶ Das ist wahrlich nicht einfach Aufklärung; das ist Goethezeit!

«Er war schließlich zum Typus geworden», schreibt Werner Näf in seinem Lebensbild über Curti, «zur Verkörperung einer vergangenen Zeit, zur Verkörperung eines politischen Systems, des politischen Idealismus, Repräsentant einer freilich vergangenen Zeit, aber immer zugleich Prophet des Geistes und damit, wie er fest glaubte, auch ein Prophet der Zukunft.»⁷ Dieses Urteil aber gilt wiederum weitgehend für eine ganze Generation, deren letzter und größter Vertreter Carl Hilty ist.

Während in Deutschland der «eiserne» preußische Junker Bismarck die Politik bestimmt, während in Frankreich der ruhmsüchtige Banause Louis-Napoleon zum Präsidenten und Kaiser aufsteigt, führt so in der Schweiz ein Geschlecht von Männern die Geschicke des Landes, das noch ganz im Geist und Licht der Goethezeit herangewachsen ist. Vielleicht, daß deshalb bei uns das Experiment eines freien und menschlichen Staates glückt zu einer Zeit, in der das übrige Europa bereits auf dem Wege zum Imperialismus wandelt⁸.

Das Wesentliche an der Verknüpfung von Goethezeit und Regeneration ist nun allerdings nicht, daß die führenden Schweizer der Regeneration zum Beispiel Gedichte in Schillerschem Pathos schreiben und Vorlesungen im Geiste des deutschen Idealismus hören. Das Wesentliche ist, daß sie, mit diesen Schätzen begabt, der alten Eidgenossenschaft neues Leben einhauchen, ihren neuen Staat schaffen und eine einmalige und wunderbare Blüte des schweizerischen Geistes heraufbeschwören. Gerade auf dem politischen Felde ist nicht in erster Linie an die Übernahme einzelner Gedanken zu denken. Vielmehr ist es die Macht der Liebe zu jenem Geiste, den wir den Geist der Goethezeit nennen, die das Außerordentliche vollbringt: eine neue Frucht klassischer Humanität, und zwar nun besonders in jenem Bereiche, in dem der deutschen Klassik Erfüllung versagt war: im Bereiche des Staates und der menschlichen Gemeinschaft.

«Freundschaft in der Freiheit» – diese Formel steht nicht allein auf dem Fähnlein der sieben Aufrechten. Irgendwie steht das ganze schweizerische Leben um die letzte Jahrhundertmitte unter diesem Zeichen. Die Inner-schweizer, die nach dem Sonderbundskrieg ihr «Düfurli» rauchen, die

einzigartige Gestalt des Generals selbst, die Luzerner, die damals Zürich die Waffen Zwinglis zurückgeben «zum Zeichen freund-eidgenössischen Entgegenkommens», die einstigen Feinde der Neuerung, die nun doch der neuen Bundesverfassung herzlich zustimmen, die Person des ersten Bundespräsidenten Jonas Furrer, den der junge Gottfried Keller als «das glänzendste Beispiel antiker Tugend» ansieht und der wie selten ein Politiker den Sinn für das rechte Maß in sich trägt⁹, der Gedanke des Roten Kreuzes, der in jenen Jahren in der Schweiz aufkeimt, – dies alles und noch manches andere legt davon lebendiges Zeugnis ab.

«Freundschaft in der Freiheit» – diese Formel aber ist eine klassische Formel. Ich zögere nicht, sie neben Goethes «Dauer im Wechsel» und Schillers «lebender Gestalt» zu nennen. Ja, wenn es der Bundesverfassung – die durchaus nicht einfach ein Abklatsch der Revolutionsverfassungen oder der Verfassung der Vereinigten Staaten ist – glückt, die Gegensätze zwischen Radikalen und Konservativen zu überbrücken, so ist dies im Grunde die Synthese von «Stofftrieb und Formtrieb», «Leben und Gestalt», die Schiller gefordert hat in seinen «Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen», schließlich auch im politischen Felde: im «ästhetischen Staat».

Sehr schön läßt sich im «Grünen Heinrich» diese Linie vom klassischen Kunstideal zur schweizerischen politischen Realität aufzeigen. Nachdem Heinrich in vierzehntägigem Lesen zum erstenmal vom goldenen Überfluß der Werke Goethes beglückt worden ist, erscheint ihm die Welt in neuem Lichte:

«Indem meine Blicke alles umfaßten, empfand ich ein reines und nachhaltiges Vergnügen, das ich früher nicht gekannt. Es war die hingebende Liebe an alles Gewordene und Bestehende, welche das Recht und die Bedeutung jeglichen Dinges ehrt und den Zusammenhang und die Tiefe der Welt empfindet. Diese Liebe steht höher als das künstlerische Herausstellen des einzelnen zu eigennützigem Zwecke, welches zuletzt immer zu Kleinlichkeit und Laune führt; sie steht auch höher als das Geniessen und Absondern nach Stimmungen und romantischen Liebhabereien, und nur sie allein vermag eine gleichmäßige und dauernde Glut zu geben. Es kam mir nun alles und immer neu, schön und merkwürdig vor, und ich begann, nicht nur die Form, sondern auch den Inhalt, das Wesen und die Geschichte der Dinge zu sehen und zu lieben.»¹⁰

Und dann folgt – schon in der Urfassung des Romans! – der wirklich klassische Satz: «Nur die Ruhe in der Bewegung hält die Welt und macht den Mann.»

Was hier noch, die Nähe von Goethes «Dauer im Wechsel» unmittelbar verratend, «Ruhe in der Bewegung» heißt, das eben erscheint etwas später

in der Sprache Karl Hedigers als «Freundschaft in der Freiheit». Und des liebenswürdigen Festredners helle Freude darüber, «daß es Zürcher und Berner, Unterwaldner und Neuenburger, Graubündner und Basler gibt, und sogar zweierlei Basler! daß es eine Appenzeller Geschichte gibt und eine Genfer Geschichte» – diese Freude ist in seinem kleinen, aber um so konkreteren Rahmen genau die goethesche «hingebende Liebe an alles Gewordene und Bestehende, welche das Recht und die Bedeutung jeglichen Dinges ehrt und den Zusammenhang und die Tiefe der Welt empfindet». Das Lob der «Mannigfaltigkeit in der Einheit» ist nichts anderes als eine neue Variation der klassischen Grundformel.

Und in diesem Sinne erscheint die schweizerische Regeneration – an sich zwar eine selbständige geistesgeschichtliche Einheit, die in sich selber das Gesetz des Werdens, Seins und Vergehens trägt – auf wunderbare Weise als ein Kind der Goethezeit. Während in Deutschland selber die Generation nach Goethe das überreiche Erbe müde verspielt, birgt bei uns ein frisches Geschlecht den Schatz klassischer Humanität in seinem neuen Gemeinwesen. Gottfried Kellers Werk ist der schönste, wenngleich bei weitem nicht der einzige Ausdruck dieses Vorganges. Wenn Keller die größte Nähe Goethes gerade deshalb erreicht, weil er den Meister nicht nachahmt, sondern in sich selbst die Erfüllung findet, so wirkt er beispielhaft für das ganze schweizerische neunzehnte Jahrhundert in seinem Verhältnis zur Goethezeit ¹¹.

Es ist fast, als sei die Eidgenossenschaft, die Schiller in seinem «Tell» in antiker Schönheit auf die Bühne gezaubert, in einem begnadeten Augenblick der Geschichte in modernem Gewande lebendige Wirklichkeit geworden, – als habe Faust doch noch die erstrebte Erfüllung gefunden. Darf man nicht seine letzten Verse in Anspruch nehmen für das schweizerische Dasein in seinem höchsten Augenblick?

«Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis ein gutes Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn . . .»

Wenn Goethe unmittelbar nach seiner ersten Schweizerreise an Sophie von La Roche geschrieben hat: «Mir ist's wohl, daß ich ein Land kenne wie die Schweiz. Nun geh mir's, wie's wolle, hab ich doch immer da einen Zufluchtsort . . .» – und wenn August Wilhelm von Schlegel zu Beginn des Jahrhunderts festgestellt hat: «Die Schweiz ist ein stehen gebliebenes Bruchstück des alten Deutschlands, ein Spiegel dessen, was wir sein sollten . . .» ¹² – so haben solche Sätze nachträglich auf eine besondere

Weise ihre geschichtliche Bestätigung erfahren. Die Schweiz Gottfried Kellers dünkt einen wirklich ein stehen gebliebenes Bruchstück des Deutschlands Goethes, ein Zufluchtsort klassischer Menschlichkeit.

Indessen gibt es auch im Schicksal unseres Landes kein Verweilen des höchsten Augenblicks. Der festliche Glanz der Jahrhundertmitte ist bald erloschen. Der herzliche Ton weicht wieder aus dem politischen Gespräch. Es vollzieht sich jenes Vergehen, das ich schon dargestellt habe. Wie für Schiller und Goethe das schöne Leben nur noch im Idyll besungen werden konnte – in «Hermann und Dorothea», im «Lied von der Glocke», im «Wilhelm Tell» –, so kann auch die Schweiz nur so lange ein Bild klassischer Humanität bieten, als sie idyllisch ist. Das ist sie noch einigermaßen in den fünfziger Jahren. Dann aber meldet sich aufdringlich das technische Zeitalter, und die «patriotisch-politische Zufriedenheit» geht unter in «Eisenbahnmisere, sozialem Mißbehagen und einer endlosen Hatz» – um nochmals den Brief Kellers an Storm zu zitieren.

Das spätere schweizerische Leben noch mit Schillers «Tell» oder mit der Vision Fausts zu vergleichen, anders als im Sinne eines erhabenen Vorbildes, wäre vermessen. Wie deutlich gerade Gottfried Keller dies empfindet, läßt sich nachweisen. In der ersten Fassung des «Grünen Heinrichs», unmittelbar unter dem beglückenden Eindruck der Geburt der neuen Eidgenossenschaft geschrieben, heißt es bei der Schilderung des Tellspiels in Heinrichs Heimat über Schillers Drama: «Das Buch ist den Leuten sehr geläufig; denn es drückt auf eine wunderbare Weise ihre Gesinnung aus, und besonders der Charakter des Tell *entspricht ganz* der Wahrheit und dem Leben.» Ein Vierteljahrhundert später ändert der Dichter die Stelle für die Neuausgabe. Einschränkend heißt es nun: «Das Buch ist den Leuten sehr geläufig; denn es drückt auf eine wunderbare Weise ihre Gesinnung und alles aus, was sie durchaus *für wahr halten*; wie denn selten ein Sterblicher es übel aufnehmen wird, wenn man ihn dichterisch ein wenig oder gar stark idealisiert.»¹³

5.

Hier ist vielleicht noch ein Blick auf die Gegenwart am Platze. Die schweizerische Regeneration ist ausgeklungen. Carl Hilty ist ihr letzter großer Vertreter gewesen. Ein neuer Anstieg, das Werden einer neuen Blüte, hat sich indessen bis heute noch nicht angezeigt. Wir leben heute noch in der gleichen «endlosen Hatz», über die Gottfried Keller schon 1878 geklagt hat. Und die deutschsprachige schweizerische Dichtung trägt im wesentlichen heute noch ebenso epigonenhafte Züge wie in der Gene-

ration Adolf Freys – was an sich kein Werturteil ist und was vor allem nicht ausschließt, daß in diesem Rahmen edelste Früchte reifen, die wir nicht mehr missen möchten¹. Gerade daran wird ein letzter Zusammenhang sichtbar.

Die schweizerische Kultur ist zwar ein Baum, der nach eigenen inneren Gesetzen wächst, blüht, Früchte trägt und welkt. Aber er gedeiht nur zur Fülle auf dem nährenden Grunde des europäischen Geistes. Derart ist die Regeneration des neunzehnten Jahrhunderts genährt worden vom Geiste der Goethezeit. So ist der Aufschwung schweizerischen Geistes im sechzehnten Jahrhundert nur denkbar auf dem Hintergrunde der europäischen Renaissance. Und selbst die Gründung der Eidgenossenschaft erscheint sinnvoller, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Dante Zeitgenosse unserer Bundesgründer gewesen ist und, wie Carl Hilty bemerkt, «nach seiner ganzen Geistesrichtung» Freude an diesem «Bunde freier Männer» gehabt hätte, falls er davon zu hören bekam².

Ist die Regeneration die letzte hohe Zeit des schweizerischen Geistes gewesen, so heißt das demnach wohl nichts anderes, als daß die Goethezeit, von der sie genährt war, die letzte hohe Zeit der europäischen Kultur gewesen ist. Was seither im Geistesleben unseres Kontinents aufgetaucht ist, soweit es sich bisher überblicken läßt, kann nicht den Anspruch auf eine solche Auszeichnung erheben. Entweder ist es nur köstlicher Abglanz früherer Blüte gewesen, wie die Kultur im Wien Hofmannsthal's. Oder es ermangelte der zeugenden und einigenden Kraft wahrer Kultur; dies gilt vom naturwissenschaftlichen Materialismus so gut wie vom ästhetischen Naturalismus, von Marx sowohl wie von Nietzsche, trotz allen Auswirkungen solcher Geister. Zumal war all dies nicht derart, daß eine schweizerische Jugend sich darin hätte selber finden können, wie die Jugend des neunzehnten Jahrhunderts im Geiste der Goethezeit.

So leben wir als Schweizer wie als Europäer – oder besser gesagt: als Schweizer und somit als Träger europäischen Geistes – in einer Epoche, die es verdient, eine «dürftige Zeit» zu heißen. Denn sie steht, wie Martin Heidegger es gesagt hat, in einem doppelten Mangel: «im Nichtmehr der entflohenen Götter und im Nochnicht des Kommenden»³.

Unserer Dankbarkeit gegenüber den Generationen, die all das geschaffen haben, was unser Leben lebenswert macht, ziemt es, einstweilen treu an dem festzuhalten, was durch den Zusammenbruch hindurch noch geblieben ist, und – wenn möglich – diesem Überlieferten immer wieder etwas von jenem jugendlichen Glanze zu schenken, den es einst in herrlicher Fülle ausstrahlte. Solche dankbare Hingabe an das Überlieferte schließt indessen die Hoffnung auf eine neue Wiedergeburt – eine neue «Renaissance», eine neue «Regeneration» – nicht aus. Vielmehr kann uns gerade diese Hingabe

den Glauben bewahren an die vielleicht trotz allem unzerstörbare Gewalt des abendländischen Geistes.

Damit wird es Zeit, diesen Überblick abubrechen. Das Blickfeld, in das hinein mein Thema «Carl Hilty und das geistige Erbe der Goethezeit» gehört, dürfte nun genügend umrissen sein. Der Horizont ist ausgemessen. Und nun soll am einzelnen Beispiel gezeigt werden, in welchem Sinne dieses geistige Feld beackert werden könnte. Dadurch aber sollen auch die Grundzüge des Ganzen um so deutlicher werden.

Noch ein Letztes, bevor ich mich diesem einzelnen Beispiel zuwende! Es mag aufgefallen sein, daß ich Begriffe der Literaturwissenschaft und solche der politischen Geschichte bunt durcheinander verwendet habe. Gewiß! Es ist meine feste Überzeugung, daß von wahrer Kultur nur dort die Rede sein kann, wo das Politische in das Reich des Geistes mit eingeschlossen ist. Ich bekenne mich zu einer Geistesgeschichte, die dem Gesetzgeber ebenso ihre Aufmerksamkeit schenkt wie dem Künstler und dem Gelehrten, – zu einer Geschichte der Menschheit, wie sie Friedrich Schlegel geschaut hat, als er sagte: «Die Französische Revolution, Fichtes Wissenschaftslehre und Goethes ‚Meister‘ sind die größten Tendenzen des Zeitalters. Wer an dieser Zusammenstellung Anstoß nimmt, der hat sich noch nicht auf den hohen, weiten Standpunkt der Geschichte der Menschheit erhoben.» ⁴

Ich glaube, schweizerische Überlieferung legt uns solche Betrachtung nahe. Von Bruder Klaus, Paracelsus, Zwingli, Vadian und Niklaus Manuel bis zu Max Huber und Carl J. Burckhardt haben bei uns die geistig Begnadeten meistens auch das politische Leben im Bereich ihres Wirkens gesehen. Daß auf der Höhe der Regeneration zugleich ein neuer Staat und eine dichterische Blüte geschaffen wurden, ist eine Bestätigung dieses Zusammenhangs. Gotthelf und Keller sind ja nicht Dichter gewesen und daneben auch noch Politiker, sondern als Dichter Politiker und als Politiker Dichter. So geziemt es schweizerischer Haltung.

Und geht es hier nur um eine schweizerische Eigentümlichkeit? Auch die alttestamentlichen Propheten sind Politiker und Dichter ineins; ihren dichterischen Ekstasen entspringt das Schicksal ihres Volkes. Ebenso gehen in den großen Tragikern und Philosophen der Griechen Dichtung und Politik eine heilige Verbindung ein; am Ende der klassischen Zeit faßt Plutarch ihre Erfahrungen in die Worte zusammen: «Ich halte den Menschen für vollkommen, der die Staatskunst mit Philosophie verbindet. Er erlangt nach meinem Bedünken die beiden größten Güter; sein Leben wird durch die staatsmännische Tätigkeit gemeinnützig und durch den Umgang mit der Philosophie abgeklärt und ruhig.» ⁵

Der größte Dichter der ritterlichen Kultur, Walther von der Vogelweide, ist als Dichter politischer Mahner. Dantes «Divina Commedia» ist auf weite Strecken politische Dichtung im höchsten Sinne, und der Dichter selber hält sich von den politischen Kämpfen nicht fern; die Verbannung aus der heimatlichen Polis lastet auf ihm wie ein schwerer Fluch. In der italienischen Renaissance, in Florenz zumal, sind die edelsten Humanisten zugleich um das Wohl der Vaterstadt besorgt; und sobald diese Verbindung nicht mehr da ist, entartet die Renaissance⁶.

Bedarf es noch mehr der Hinweise, um zu zeigen, wie abendländische Kultur auf ihren Höhepunkten je und je auch staatliche Kultur gewesen ist?

Man wird dagegen den Finger auf die deutsche Geistesgeschichte legen. Allerdings ist in Deutschland seit dem Ende des Mittelalters das Politische kaum je ernsthaft in den Bereich des kulturellen Lebens und Schaffens einbezogen worden. Goethe und Schiller haben das in ihren Xenien mit dem Epigramm «Das deutsche Reich» ausgedrückt:

«Deutschland, aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden.
Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.»

Ob solche Trennung einer angestammten Eigenart des deutschen Volkes entspricht, ob autoritäre Regierungsformen das Geistige immer mehr vom Staate weggedrängt haben oder ob darin vielleicht der Rationalismus nachwirkt, der – im weitesten Sinne – den Staat von der Kirche trennen wollte, bleibe dahingestellt. Sehr wohl kann alles zusammengewirkt haben. Genug, die Trennung von Politik und Kultur besteht in der neuern deutschen Geschichte.

Indessen wiegt dieser einzelne Fall zu wenig gegenüber der Gesamtheit der hebräischen, antiken, ritterlichen, humanistischen und schweizerischen Kultur. Und vor allem: Dort, wo der deutsche Geist seine höchste, seine wirklich europäische Höhe erreicht – in Goethe, Schiller und Hölderlin –, wird die Kluft zwischen den geistig Schaffenden und der Öffentlichkeit als schmerzliche Wunde empfunden. Auch stehen im Leben Goethes jene geheimnisvollen ersten zehn Weimarer Jahre: Jahre ernstester Sorge um das Wohl des Staates; und selbst nach der Rückkehr aus Italien bleibt er der treue Berater Carl Augusts, der Schutzgeist des Herzogtums. Weniger gültigen Geistern war es vorbehalten, aus der Not eine Tugend zu machen und in furchtbarem Eigendünkel sich über die Gesamtheit des Volkes zu erheben, Horaz nachsprechend: «Odi profanum vulgus et arceo.»

Die deutsche Geistesgeschichte als Ganzes ist gerade der eindrucklichste und erschütterndste Beweis dafür, daß man europäischem Geiste nur dienen kann, wo auch das Staatliche eingeschlossen und aufgehoben ist in der

Einheit der Kultur. Und das heißt: nur dort, wo die geistig Schaffenden jene Liebe haben, der nichts Menschliches unwürdig und zu gering ist. Nur dort kann von Humanität die Rede sein, ohne daß das Wort zur leeren Phrase wird. Wo diese Liebe fehlt, fällt das Politische dem Ungeist anheim und versinkt schließlich in bodenloser Barbarei.

Und in diesem Sinne mag ein Wort des Mannes diese Vorschau beschließen, dem sich die Untersuchung nun zuwendet: «Die Aufgabe der Gebildeten ist es ganz und gar nicht, sich von allem Schweren, was die gesamte Menschheit zu tragen hat, exempt zu halten, sondern vielmehr, teilnehmend an allen Übeln der Zeit, diese durch die Kraft eines wahrhaft gebildeten Geistes zu überwinden und den andern den Weg dazu zu zeigen.» ⁷

ANHANG

Carl-Hilty-Bibliographie

Eine vollständige Carl-Hilty-Bibliographie gibt es bis heute nicht. Es wäre an sich dringend, eine zu schaffen. Doch muß ich hier darauf verzichten; denn es würden Dinge darin einen großen Raum einnehmen, die für die vorliegende Studie ohne Belang sind: Zeitungsartikel zur bündnerischen und eidgenössischen Politik, Rechtsgutachten, Gesetzesentwürfe, Einzeldrucke von Aufsätzen, die auch in Büchern (etwa in «Glück» und im Politischen Jahrbuch) erschienen sind, Übersetzungen der ethisch-religiösen Schriften in fremde Sprachen usw. Mein nachstehendes Verzeichnis erhebt Anspruch auf Vollständigkeit nur für die selbständigen Veröffentlichungen von und über Carl Hilty.

Beim Jahrbuch und bei andern Werken, die verschiedene Einzelaufsätze enthalten, werden diese aufgezählt, damit der Leser einen Überblick über die Fülle der Gegenstände gewinnt, die Carl Hilty behandelt, und aus den Nachweisen nicht nur auf den Band, sondern auch auf die einzelne Arbeit schließen kann.

I. Handschriften

a) Tagebücher und Ähnliches

[durchwegs im Besitz der Erben Carl Hiltys]

- 1 Ein Büchlein «Poetische Versuche aus den Jugendjahren»: Gedichte 1846–1851. Vorne hineingeschrieben ein Rückblick «Nach 20 Jahren» vom 6. August 1867.
- 2 Ein Büchlein, in das Carl Hilty 1851 in Göttingen seine Lieblingslieder geschrieben hat. [Die Tagebücher der Studienzeit in Göttingen und Heidelberg sind 1856 bei einem Zimmerbrand verloren gegangen.]
- 3 Tagebuch aus London, Juli/August 1854. Mit einigen spätern Eintragungen bis Ende 1855.
- 4 Tagebuchblätter von Ende Juli 1856, erhalten in der Abschrift Johannas. [Das Tagebuch dieses Sommers ist gleichfalls verbrannt.]
- 5 Tagebuch November 1857 bis Oktober 1862. Darin der «Roman» der Liebe zu Johanna, aufgezeichnet Ende 1857.
- 6 Tagebuch Oktober 1862 bis Mai 1863, mit einer nachträglichen «Notiz» über die Entwicklung von 1863 bis 1866.
- 7 Ein Büchlein «Philosophische Studien» mit «Maximen». Eintragungen vom Mai bis Oktober 1864. Beigefügt einige lose Blättchen mit Aufzeichnungen von 1863 bis 1865.
- 8 «Betrachtung über das Glück» (außen angeschrieben «Philosophische Studien») auf losen Blättern vom November 1864.
- 9 Tagebuch September 1866 bis Januar 1867.
- 10 Tagebuch Februar 1867 bis Januar 1869, betitelt «Innere Wege».

- 11 Tagebuch Januar bis Oktober 1871, vorn eingefügt Blätter mit Aufzeichnungen aus dem Jahre 1870. Das Heft trägt den Titel «Erinnerungen von 1870 ab».
- 12 Tagebuch mit persönlichen, politischen und literarischen Notizen von Ende 1871 bis 1873 [stand mir nicht direkt zur Verfügung; doch hat J. Steiger daraus die wertvolle Eintragung vom 23. Januar 1872 abgeschrieben].
- 13 Heft mit Bemerkungen über Lektüre Januar 1872 (nur begonnen).
- 14 Ein Buch mit tagebuchähnlichen Eintragungen vom März 1872 bis 1906, betitelt «Über meine Nachfolge Christi». Die Aufzeichnungen von 1901 bis 1906 teils auf losen Blättchen.
- 15 Notizkalender Carl Hiltys, begonnen 1872 mit Eintragungen bis 1898 [stand mir nur in einer Abschrift zur Verfügung].
- 16 Ein Büchlein «Der Weg zum Lebensglück», «Eine kleine Beigabe zum Confirmationsunterricht für Mariechen Hilty», Winter 1874 (nur begonnen: wenige Seiten).
- 17 Autobiographische Aufzeichnungen vom Mai 1879, betitelt «Innere Lebensgeschichte, Biographische Notizen über die frühere Zeit meines Lebens» (reicht bis 1857, mit Notizen zur Fortsetzung).
Auszüge daraus habe ich veröffentlicht: Autobiographische Aufzeichnungen Carl Hiltys. Der Alvier (Beilage zum «Werdenberger und Obertoggenburger», Buchs SG), 1949, Nr. 41.
Abdruck davon (mit einer Einleitung von Heinrich Auer): Carl Hilty, Aus meinem Leben. Neubau, Blätter für neues Leben aus Wort und Geist. München, März und April 1950 (Jahrgang 5, Hefte 3 und 4).
- 18 Ein Umschlag mit Gedicht-Manuskripten 1880/81, außen betitelt «Neues Liederbuch», innen «Gedichte aus dem zweiten Teil des Lebens».
- 19 Ein Umschlag mit «Gedanken aus der letzten Lebensperiode» mit tagebuchartigen Aufzeichnungen: ein Blättchen vom April 1890, die andern vom September 1892 bis Juni 1893.

b) Briefe

- 20 Ein Brief Carl Hiltys vom 2. Mai 1851 aus Göttingen an den Vater [im Besitz der Erben Carl Hiltys] und zehn Briefe aus Göttingen, Heidelberg und Paris vom Mai 1852 bis Oktober 1854 an seine Schwester Anna und seinen Schwager Hans Hold [früher im Besitz von Heinrich Auer, Freiburg i. Br., jetzt aus dessen Nachlaß im Besitz der Stiftung «Hilty-Haus Werdenberg», deponiert auf der Stadtbibliothek «Vadiana» St. Gallen].
- 21 Teile des Briefwechsels zwischen Carl Hilty und seiner Frau [im Besitz der Erben; zur Verfügung standen mir die Briefe der Jahre 1862 bis 1864].
- 22 Dreißig Briefe und Karten Carl Hiltys an Wilhelm Oechsli, November 1885 bis Dezember 1903. [Im Oechsli-Nachlaß auf der Zentralbibliothek Zürich: Ms Z I 33.]
Stellen daraus sind abgedruckt in: David Wechsler, «Wilhelm Oechsli, Geschichtsauffassung und Problematik des 19. Jahrhunderts», Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft, Neue Folge, Heft 5, Zürich 1945.
- 23 Zwölf Briefe und Karten Hiltys an Landammann Anton Herculus und an Oberst Theophil v. Sprecher, 1868/69 und 1900. [Im Sprecherschen Familienarchiv, Maienfeld.]

- 24 Fünfzehn Briefe Carl Hiltys an Oberstdivisionär Dr. Hugo Hungerbühler (Herausgeber der «Schweizerischen Monatsschrift für Offiziere aller Waffen»), 1889 bis 1907. [Stadtbibliothek «Vadiana» St.Gallen: S 367, Nr. 275–290.]
- 26 Verschiedene Briefe an Carl Hilty, z.B. solche von Bundesrat Emil Welti [im Besitz der Erben Hilty].

c) Wissenschaftliches

- 27 Wissenschaftlicher Nachlaß Carl Hiltys, umfassend einzelne Druckmanuskripte, Vorlesungsnotizen und wissenschaftliche Kollektaneen zu den Vorlesungen. [Schweizerische Landesbibliothek Bern: Mns G 55 bis Mns G 101.]

II. Die Schriften Carl Hiltys

a) Historische, politische und juristische Schriften

- 28 Theoretiker und Idealisten der Demokratie. Bern/Solothurn 1868.
- 29 Über den Civilprozeß für Graubünden. Chur 1869.
- 30 Die Hauptdifferenzen der französisch- und der deutsch-schweizerischen Civilgesetzgebung (Referate von Professor H.Carrard und Dr.C.Hilty). Bern 1873.
- 31 Ideen und Ideale schweizerischer Politik (Vortrag). Bern 1875.
- 32 Vorlesungen über die Politik der Eidgenossenschaft. Bern 1875. [zitiert «Politik»]
- 33 Berner Staatsgedanken (Vortrag). Bern 1877.
- 34 Öffentliche Vorlesungen über die Helvetik. Bern 1878. [zitiert «Helvetik»]
- 35 Über die Wiedereinführung der Todesstrafe (Vortrag). Bern 1879.
- 36 Revision und Reorganisation (Rektoratsrede). Bern 1882.
- 37 Über die Anwendbarkeit der Minoritätenvertretung auf die eidgenössischen Wahlen (herausgegeben vom Eidgenössischen Departement des Innern). Bern 1883.
- 38 Das Referendum im schweizerischen Staatsrecht. Sonderabzug aus dem Archiv für öffentliches Recht. Freiburg i. Br. 1887.
- 39 Die Neutralität der Schweiz in ihrer heutigen Auffassung (Vortrag). Bern 1889.
- 40 Gutachten über das Studium des Rechts an schweizerischen Hochschulen (im Auftrag des Eidgenössischen Departements des Innern erstattet). Bern 1889.
- 41 Der ewige Friede, seine Wünschbarkeit und Möglichkeit. Sonderabzug aus der Monatsschrift für Offiziere aller Waffen. Frauenfeld 1890.
- 42 Die Bundesverfassungen der Schweizerischen Eidgenossenschaft (Zur 6. Säcularfeier des ersten ewigen Bundes vom 1. August 1291, geschichtlich dargestellt im Auftrage des schweizerischen Bundesrates). Bern 1891.
- 43 Die Aufgabe der akademischen Jugend im Kampfe gegen den Alkoholismus (Vortrag). Bern 1893.
- 44 Einige Gedanken über die Gründung christlich-sozialer Vereine (Vortrag). Bern 1896.

- 45 Das heutige Staatsrecht der schweizerischen Eidgenossenschaft. Im Sammelwerk «Die Schweiz im 19. Jahrhundert» (herausgegeben von Paul Seippel). I. Band, Bern und Lausanne 1899.
- 46 Der Boerenkrieg, politische und kriegsrechtliche Betrachtungen (Vortrag). Berlin und Leipzig 1900.
- 47 Die hauptsächlichsten Hindernisse der Alkoholbewegung (Vortrag). Bern 1904.

Beizuziehen ist auch das Bulletin des Nationalrates der Jahre 1891 bis 1909.

b) Ethisch-religiöse Schriften

- 48 Einführung in das Leben Jesu (Privatdruck). Winterthur 1871.
- 49 Glück (Erster Teil). Frauenfeld und Leipzig 1891. [Zitiert nach der Paginierung der Auflagen von 1894 an.]
Inhalt: Die Kunst des Arbeitens S. 1–20. Epiktet S. 21–90. Wie es möglich ist, ohne Intrigue, selbst in beständigem Kampf mit dem Schlechten, durch die Welt zu kommen S. 91–118. Gute Gewohnheiten S. 119–136. Die Kinder der Welt sind klüger als die Kinder des Lichts S. 137–148. Die Kunst, Zeit zu haben S. 149–176. Glück S. 177–212. Was bedeutet der Mensch, woher kommt er, wer wohnt über den goldenen Sternen? S. 213–244.
- 50 Glück, zweiter Teil. Frauenfeld und Leipzig 1895.
Inhalt: Schuld und Sorge S. 1–54. Tröstet mein Volk S. 55–74. Über Menschenkenntnis S. 75–134. Was ist Bildung? S. 135–170. Vornehme Seelen S. 171–200. Transzendente Hoffnung S. 201–224. Die Prolegomena des Christentums S. 225–258. Die Stufen des Lebens S. 259–326.
- 51 Lesen und Reden. Frauenfeld und Leipzig 1895.
- 52 Der beste Weg. Zürich 1896.
- 53 Über Neurasthenie. Bern 1897.
- 54 Über die Höflichkeit. Bern 1897.
- 55 Glück, dritter Teil. Frauenfeld und Leipzig 1899.
Inhalt: Duplex est beatitudo S. 1–42. Was ist Glaube? S. 43–82. Wunderbar solls sein, was ich bei dir tun werde S. 83–114. Qui peut souffrir, peut oser S. 115–186. Moderne Heiligkeit S. 187–228. Was sollen wir tun? S. 229–272. Heil den Enkeln S. 273–308. Excelsior S. 309–359.
- 56 Für schlaflose Nächte (Erster Teil). Frauenfeld und Leipzig 1901.
- 57 Briefe. Frauenfeld und Leipzig 1903.
Inhalt: Die Kunst der Erziehung S. 1–182. Über die Freundschaft S. 183–224. Dante S. 225–294. Wie kommt das Reich Gottes? S. 295–317.
- 58 Bibellektüre und tägliches Leben (Vortrag, abgedruckt im Bericht über «Die IX. christliche Studentenkonferenz, Aarau 1905»). Bern 1905.
- 59 Neue Briefe. Frauenfeld und Leipzig 1906.
Inhalt: Recht oder Mitleid? S. 1–28. Glück im Unglück S. 29–68. Für und gegen die Frauen (mit einem Anhang: Katharina von Genua) S. 69–170. Intensiveres Christentum S. 171–286. Paradiso (mit einem Anhang: Jean de Bernières-Louvigni) S. 287–361.
- 60 Kranke Seelen, Psychopathische Betrachtungen. Frauenfeld und Leipzig 1907.
- 61 Sub specie aeternitatis (Ewiges Leben). Frauenfeld und Leipzig 1908.
- 62 Das Geheimnis der Kraft. Frauenfeld und Leipzig 1909.

- 63 Das Evangelium Christi, mit erläuternden Anmerkungen von Carl Hilty (herausgegeben von A. R.). Frauenfeld und Leipzig 1910.
- 64 Bausteine, Aphorismen und Zitate, gesammelt von Carl Hilty [darin auch eigene Worte!]. Leipzig/Aarau/Wien 1910.
- 65 Für schlaflose Nächte, zweiter Teil (herausgegeben von M. Mentha-Hilty). Frauenfeld und Leipzig 1919.

c) Politisches Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft

(herausgegeben von Carl Hilty 1.–23. Jahrgang. Bern 1886–1909)

[zitiert «PJ» + Jahrzahl]

- 66 1. Jahrgang 1886: Moderne Grundlinien für die Politik S. 1–25. Eidgenössische Geschichten I: Unter dem Protektorat S. 26–383. Jahresbericht S. 493–612.
- 67 2. Jahrgang 1887: Offene Geheimnisse der Redekunst S. 1–41. Eidgenössische Geschichten II: Die lange Tagsatzung S. 42–404. Jahresbericht S. 668–822.
- 68 3. Jahrgang 1888: Vor hundert Jahren S. 1–96. Eidgenössische Geschichten III: Die Restauration (1. Abteilung) S. 306–595. Jahresbericht S. 741–942.
- 69 4. Jahrgang 1889: Ferdinand Lassalle und Thomas von Aquino S. 1–121. Eidgenössische Geschichten IV: Die Restauration (2. Abteilung) S. 197–339. Jahresbericht S. 471–737.
- 70 5. Jahrgang 1890: Freiheit S. 1–256. Jahresbericht S. 617–1124.
- 71 6. Jahrgang 1891: Die Eidgenössische Intervention S. 1–71. Der Verlust des Eschentals S. 230–300. Jahresbericht S. 301–650.
- 72 7. Jahrgang 1892: Einige Gedanken über die Aufgabe und Zukunft der Schweizerischen Eidgenossenschaft S. 1–75. Staatsbank und Landesbank im Kriegsfall S. 76–94. Die Auslieferung gegenüber dem Auslande S. 95–138. Die Minoritätenvertretung S. 139–160. Die Schächtfrage S. 161–188. Das Bundesgesetz über das Verfahren bei Volksbegehren und Abstimmungen betreffend Revision der Bundesverfassung S. 189–201. Der achäische Bund S. 334–402. Jahresbericht S. 403–800.
- 73 8. Jahrgang 1893: Über die Grundgedanken der schweizerischen Erziehung S. 1–37. Staatsrechtliche Mitteilungen S. 197–360. Jahresbericht S. 361–536.
- 74 9. Jahrgang 1894/95: Über die Gemütsruhe in der Politik S. 1–28. Die Militärorganisation der Schweizerischen Eidgenossenschaft S. 29–162. Über: Roscher, System der Armenpflege und Armenpolitik S. 163–201. Die Genfer Zonen S. 202–316. Jahresbericht S. 317–680.
- 75 10. Jahrgang 1896: Über Neurasthenie S. 1–50. Die Hallersche Konstitution vom 19. März 1798 S. 187–354. Die orientalische Frage S. 355–426. Jahresbericht S. 427–730.
- 76 11. Jahrgang 1897: De senectute S. 1–26. Vor fünfzig Jahren S. 27–108. Frauenstimmrecht S. 243–376. Jahresbericht S. 377–764.
- 77 12. Jahrgang 1898: Vergeltung S. 1–46. Über Arbeit und Ruhe S. 47–106. Die Teilung der Welt S. 151–280. Jahresbericht S. 281–662.
- 78 13. Jahrgang 1899: Fin de siècle S. 1–62. Völkerrechtliche Fragen der Gegenwart S. 63–140. Jahresbericht S. 307–652.
- 79 14. Jahrgang 1900: Die eidgenössische Schulsabvention S. 1–28. Über die Handelsmoral S. 29–74. Das Alkohol-Postulat S. 75–126. Jahresbericht S. 181–524.

- 80 15. Jahrgang 1901: Die Schweiz und die Haager Verträge S. 1–96. *Traite blanche* S. 215–308. Jahresbericht S. 309–734.
- 81 16. Jahrgang 1902: Die Zukunft der Schweiz (Rektoratsrede) S. 1–40. Über die Entstehung der Artikel 11 und 12 der schweizerischen Bundesverfassung S. 243–342. Jahresbericht S. 343–670.
- 82 17. Jahrgang 1903: Über die Erziehung der Presse S. 1–88. Über die schweizerischen Grenzverhältnisse S. 89–208. Jahresbericht S. 249–660.
- 83 18. Jahrgang 1904: Über das subjektive Element in der Geschichte S. 1–58. Die schweizerische Eisenbahn-Politik S. 59–248. Jahresbericht S. 443–776.
- 84 19. Jahrgang 1905: De mortuis S. 1–50. *Traite blanche* II S. 51–102. *Limites de vertu* S. 103–160. Jahresbericht S. 283–896.
- 85 20. Jahrgang 1906: Niccolò Machiavelli und Giambattista Vico S. 1–74. Das albernische Referendum und seine Bedeutung für die moderne Welt S. 211–348. Jahresbericht S. 349–662.
- 86 21. Jahrgang 1907: Saul von Tarsus und Baruch Spinoza S. 1–62. Vergangenes S. 115–186. Jahresbericht S. 237–780.
- 87 22. Jahrgang 1908: Über das Studium des Rechts in unserer Zeit S. 1–60. Vergangenes II S. 125–180. Zeitfragen: Über die Langeweile S. 239–254, Das verschleierte Bild von Sais S. 255–276, Mäßigkeit oder Abstinenz? S. 277–294. Jahresbericht S. 295–638.
- 88 23. Jahrgang 1909: Bei dem Beginn einer neuen Legislaturperiode S. 1–12. Zeitfragen: Schenken S. 161–170, Die rechtlichen und politischen Folgen der Luftschiffahrt für die Schweizerische Eidgenossenschaft S. 171–188, Von der Heiligkeit der Ehe S. 189–222, Die kriegsrechtlichen Beschlüsse der zweiten Haager Konferenz und der darauffolgenden Londoner Seerechtskonferenz S. 223–278. Jahresbericht S. 279–562.
- 89 24. Jahrgang 1910 (herausgegeben von Professor Dr. Walter Burckhardt): *Pax Perpetua* S. 1–30.

III. Schriften über Carl Hilty

a) Selbständige Veröffentlichungen

(einschließlich einiger wichtiger Auswahlgaben mit Einführung)

- 90 Zur Erinnerung an Carl Hilty (Gedenkschrift). Bern 1909.
- 91 Heinrich Auer: Carl Hilty, Blätter zur Geschichte seines Lebens und Wirkens. Bern 1910. [Zitiert «Auer»]
- 92 ***: Professor Dr. Karl Hilty (Publié par la Société des traités religieux). Lausanne 1910.
- 93 Valentin Hack: Hiltys Auffassung vom Christentum. Dissertation Breslau 1914. [Zitiert «Hack»]
- 94 Hilty-Worte. Ausgewählt und mit einer Lebensskizze Hiltys von Alfred Stucki. St. Gallen o. J. (1934).
- 95 Jakob Steiger: Carl Hiltys schweizerisches Vermächtnis. Frauenfeld und Leipzig 1937. [Zitiert «Steiger»]
- 96 Ein Freund Gottes, Carl Hiltys Botschaft an die Gegenwart. Eine Auswahl aus seinen Schriften, herausgegeben von Alo Münch. Mit einer Einführung:

Carl Hilty, seine Persönlichkeit, sein Leben und sein Werk. 2 Bände. Frauenfeld und Leipzig 1938.

(Der gleiche Herausgeber hat früher schon zwei kleinere Auswahlbändchen veröffentlicht.)

- 97 Gedanken Carl Hiltys. Ausgewählt von Walter Ingold (mit einem Vorwort). Bundesfeier-Buchreihe Nr. 1, Basel und Olten 1940.
- 98 Hans Hilty: Carl Hiltys Stimme in unserer Zeit (zwei Radiovorträge). Buchs SG 1942.
- 99 Alfred Stucki: Carl Hilty, Leben und Wirken eines großen Schweizers. Basel o.J. (1946).
- 100 Carl Hilty: Freiheit, Gedanken über Mensch und Staat. Ausgewählt und herausgegeben von Hans Rudolf Hilty. Mit einem Anhang: Carl Hilty, der Mensch und das Werk. Frauenfeld 1946. [Zitiert «Freiheit»]
- 101 Carl Hilty, der Christ. Seine Gestalt und Lebenslehre. Auswahl und Einleitung von Arthur Klein. Heidelberg-Waibstadt o.J. (1948).
- 102 Hans Rudolf Hilty: Carl Hilty. Mit 32 Tafeln. Schweizer Heimatbücher Nr. 27, Bern 1949.
- 103 Friedrich Seebaß: Carl Hilty, ein Freund Gottes. Gießen und Basel 1949.

*b) Die wichtigsten Beiträge in Zeitschriften, Zeitungen,
Sammelwerken usw.*

- 104 Gustav Bener: Geschichte des Kantonsschüler-Turnvereins (K.T.V.) Chur, 1836–1896. Chur 1897 (Erweiterter Neudruck 1937). (Darin über Hilty als Präsidenten des K.T.V. Chur, mit Abdruck aus seinem Jahresbericht 1848/49.)
- 105 Adolf Schlatter: Die Furcht vor dem Denken, eine Zugabe zu Hiltys «Glück III». Beiträge zur Förderung christlicher Theologie, 4. Jahrgang, Heft 1. 1900.
- 106 Th. Schwabe: Ein Besuch bei Professor Hilty in Bern. Schwabenspiegel (Literarische Beilage der Württemberger Zeitung), 14. September 1909.
- 107 Dr. Beyel: Einige persönliche Erinnerungen an Hilty. Evangelisches Wochenblatt, Zürich, 21. Oktober 1909.
- 108 Walter Burckhardt: Carl Hilty. Politisches Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft, 24. Jahrgang, Bern 1910.
- 109 Wilhelm Bode: Carl Hilty (mit einem Brief von C'H). Stunden mit Goethe (6. Band). Berlin 1910.
- 111 Karl Krott: Carl Hilty, seine Bedeutung als Erzieher. Neue Jahrbücher. Jahrgang 1912, Heft 9. Leipzig 1912.
- 112 Karl Haas: Carl Hilty, Eine Einführung in seine Schriften, mit einer Lebensskizze. Deutsch-Evangelisch (Monatsblätter für den gesamten deutschen Protestantismus). Leipzig 1912. [Auch als überarbeiteter Sonderdruck verbreitet]
- 113 Heinrich Lhotzky: Carl Hilty. Realenzyklopädie für Protestantische Theologie und Kirche. 23. Band (Ergänzungen und Nachträge A–K). Leipzig 1913. S. 645–652.
- 114 Samuel Keller: Aus meinem Leben. Zweiter Band. Meiringen und Leipzig 1924. (Über Hilty S. 32–34.)
- 115 Hans Nabholz: Carl Hilty. Neue Züricher Zeitung 28. Februar 1933, Nr. 361.
- 116 Sonderheft Hilty der Monatsschrift Vom frohen Leben. Berlin-Weißensee, März 1933. 12. Jahrgang, 6. Heft. (Beiträge von Heinrich Auer, Joseph Prener, Alo Münch, Alfons Erb und andern.)

- 117 Walther Meier: Hilty und die Politik unserer Tage. Neue Schweizer Rundschau. Neue Folge, II. Jahrgang, Heft 2. Zürich, Juni 1934.
 - 118 Ernst Schürch: Carl Hilty und Eugen Huber. Der Bund, Bern, 2. Juni 1934. Sondernummer, Nr. 250.
 - 119 Friedrich Seebaß: Carl Hilty, Jurist, Historiker und Christ. Deutsche Rundschau. 61. Jahrgang, Heft 12. Leipzig, September 1935.
 - 120 Karl Fleischmann: Carl Hilty über die Idee der Eidgenossenschaft. Schweizerische Rundschau. 38. Jahr, Heft 1. Einsiedeln 1938.
 - 121 Arnold Lüscher: Ein Schweizer Prophet der Vorkriegszeit [Carl Hilty]. In: Religiöse Gedanken und Gestalten. Bern 1938.
 - 122 Otto Knapp: Carl Hilty, Ein Denker wider sein Jahrhundert. Hochland (Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst), 36. Jahrgang, Zwölftes Heft. München/Kempten 1939.
 - 123 Edouard Chuard, alt Bundesrat: Charles Hilty. Helvetia (Monatsschrift der Studentenverbindung Helvetia), 58. Jahrgang, Heft 2. Bern, Februar 1939.
 - 124 Friedrich Seebaß: Carl Hilty. Eckart (Eine Monatsschrift). 15. Jahrgang. Berlin-Steglitz, März 1939.
 - 125 C. Englert-Faye: Vom Mythos zur Idee der Schweiz. Zürich 1940. (Darin verschiedene Stellen über Hilty.)
 - 126 Walther Meier: Carl Hilty. In: Grosse Schweizer Forscher (herausgegeben von Eduard Fueter). Zürich 1941. (Zweite, erweiterte Auflage)
 - 127 Fritz Studer: Carl Hilty als Staats- und Völkerrechtslehrer. Neue Wege. 40. Jahrgang, Heft 6. Zürich, Juni 1946.
 - 128 ***: Carl Hilty. Schule und Praxis. 14. Jahrgang, Nr. 1. Basel, Februar 1947.
 - 129 Peter Siegrist: Deo servire libertas. Zofingue (Feuille centrale de la Société Suisse de Zofingue), 87. Jahrgang, Heft 5. Lausanne, April 1947.
 - 130 Hans Rudolf Hilty: Ein Büchlein mit Jugendgedichten Carl Hiltys. Navis stultifera (Mitteilungsblatt der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft). 4. Jahrgang, Nr. 3/4. Basel, Dezember 1947.
 - 131 Alo Münch: Dank an Carl Hilty. Neubau (Blätter für neues Leben aus Wort und Geist). Jahrgang 4, Heft 7. München, Juli 1949.
 - 132 Hans Rudolf Hilty: Der Heros im Denken von Renaissance und Regeneration [Giordano Bruno und Carl Hilty]. Schweizer Monatshefte, 30. Jahrgang, Heft 3. Zürich, Juni 1950.
 - 133 Arnold Lüscher: Carl Hiltys Bedeutung für unser Land. Eidgenössische Blätter zur Förderung der religiösen und sozialen Einheit im Schweizervolk. Jahrgang 1950, Nr. 7. Zürich, 15. Juli 1950.
 - 134 Hans Rudolf Hilty: Carl Hilty, Unbekanntes über den großen Schweizer. Eidgenössische Blätter . . . , Jahrgang 1950, Nr. 8. Zürich, 15. August 1950.
- Vgl. auch die Hinweise unter Nr. 17 und 23: Veröffentlichungen von Manuskripten aus dem Nachlaß Carl Hiltys.

Nachweise

Bei bekannten Dichtern werden Gedichte mit dem Titel, Dramenstellen mit Akt- und Szenenangabe, Briefe, Tagebuchstellen und Gespräche mit dem Datum nicht näher nachgewiesen, da sie auf Grund dieser Angaben in jeder Ausgabe leicht zu finden sind.

Im übrigen wird Goethe nach der Großen Weimarer «Sophien-Ausgabe» nachgewiesen [Weimar 1887 ff.; zitiert «Goethe S. A.», + Band und Seite], Kant nach der Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe des Inselverlages [Leipzig 1921, 6 Bände; zitiert «Kant Insel»], Pestalozzi nach der Ausgabe in der Reihe der Birkhäuser Klassiker [Pestalozzis lebendiges Werk, Basel 1946, 4 Bände; zitiert «Pestalozzi Birkhäuser»], Carl Hilty nach der vorangehenden Bibliographie.

«Vgl. S.» ohne weiteren Hinweis bezieht sich auf das vorliegende Buch.

Die Orthographie ist in allen Zitaten maßvoll modernisiert worden.

Vorwort

- 1 Vgl. Freiheit S. 7 ff. – Ich möchte auch an dieser Stelle bemerken, daß ich mit Carl Hilty nur sehr weitläufig verwandt bin.
- 2 Bibliographie Nr. 17, 102, 130, 132, 134.
- 3 Emil Staiger: Meisterwerke deutscher Sprache im 19. Jahrhundert. Zürich 1948 (2. Aufl.). S. 10.

Einleitung

Grundlagen

- 1 Emil Staiger: Die Zeit als Einbildungskraft des Dichters. Zürich 1939. S. 12.
- 2 Bernhard Blume: Thomas Mann und Goethe. Bern 1949.
- 3 Schweizer Lexikon in 7 Bänden. Band 4. Zürich 1947. S. 45.
- 4 Theodor Haecker: Tag- und Nachtbücher 1939–1945. München 1947. S. 202, 171.
- 5 Neue Zürcher Zeitung, 12. Nov. 1948, Morgenausgabe.
- 6 Zu Eckermann, 21. Okt. 1823.
- 7 Vgl. dazu: Wilhelm Dilthey: Gesammelte Schriften, Band 5, Berlin und Leipzig 1924. S. 330. – Martin Heidegger: Sein und Zeit, Halle/

Saale 1927. S. 153. – Emil Staiger: Zum Problem der Poetik. Trivium VI/4, Zürich 1948. S. 286.

Das Zeitalter

1.

- 1 Ernst Ehrenzeller: Der konservativ-liberale Gegensatz im Kanton Sankt Gallen. St. Gallen 1947.
- 2 Peter Schneider: I.P.V. Troxler und das Recht, Zürich 1948. S. 18 f.
- 3 Clemens Brentano: Godwi. Herausgegeben von Dr. Anselm Ruest. Berlin 1906. S. 536.
- 4 PJ 1907 S. 49. Vgl. Ev. Joh. 3, 8. – Zum Ganzen vgl. Emil Staiger: Musik und Dichtung. Zürich 1947. S. 61 ff.
- 5 PJ 1893 S. 44. Vgl. auch PJ 1897 S. 31, 33 f.; PJ 1908 S. 155.
- 6 Ansätze zu einer solchen Betrachtung zeigen: Robert Faesi: Gestalten und Wandlungen schweizerischer Dichtung. Zürich - Leipzig - Wien 1922. S. 29 f. – Josef Nadler: Literaturgeschichte der deutschen Schweiz. Leipzig-Zürich 1932. Drittes Buch. – Karl Schmid: Vom Geist der neueren Schweizer Dichtung. Stuttgart 1949.
- 7 Vgl. S. 157–169.

2.

- 1 Vgl. Hans Rudolf Hilty: Vom Reichtum des Armen Mannes im Toggenburg. Nordostschweiz 8/4, St.Gallen 1950. S. 12 ff.
- 2 Pestalozzi Birkhäuser Bd. 4, S. 300.
- 3 Goethe zu Zelter, 18.Juni 1831.
- 4 Vgl. Ulrich Beringer: Geschichte des Zofingervereins. Bd. 1. Basel 1895.
- 5 Friedrich v. Tschudi (unter dem Pseudonym C. Weber): Der Sonderbund und seine Auflösung. St.Gallen 1848. S. 6.
- 6 Joh. Andreas v. Sprecher: Kulturgeschichte der Drei Bünde. Neuausgabe Chur 1951. Einleitung von Rudolf Jenny, S. XXIV.
- 7 Brief vom 25.Juni 1878.
- 8 Emil Staiger: Die Zeit als Einbildungskraft des Dichters. Zürich 1939. S. 197 f.
- 9 Emil Ermatinger: Gottfried Kellers Leben und Tagebücher. 1.Bd. Stuttgart-Berlin 1918 (3. Aufl.). S. 647 f.

3.

- 1 So Emil Staiger: Deutschschweizerisches Schrifttum und deutscher Geist. Rundschau des deutschschweizerischen Sprachvereins. Zürich 1937.
- 2 Ähnlich in bezug auf die Romantik: Emil Staiger: Musik und Dichtung, Zürich 1947. S. 73.
- 3 Emil Ermatinger: Dichtung und Geistesleben der deutschen Schweiz. München 1932. S. 560.
- 4 Ebenda S. 652.
- 5 Gottfried Keller: Heinrich Leutholds Gedichte. Neue Zürcher Zeitung, 12. Dezember 1878.
- 6 Jost Winteler: Erinnerungen aus meinem Leben. Wissen und Leben X/11. Zürich, März 1917. S. 531 f.
- 7 Vgl. S. 247–252.
- 8 Nachdem mein Kapitel «Das Zeitalter» schon niedergeschrieben war, fand ich bei Karl Schmid (Vom

Geist der neueren Schweizer Dichtung, Stuttgart 1949, S. 14 f.) den Ausdruck «schweizerische Romanistik» in ähnlichem Sinne verwendet.

4.

- 1 Vgl. Hans Rudolf Hilty: Der Heros im Denken von Renaissance und Regeneration. Schweizer Monatshefte 30/3. Zürich, Juni 1950.
- 2 Georg Thüser: Friedrich v. Tschudi als Dichter, St.Gallen 1942.
- 3 Z. B. Hermann Böschstein: Bundesrat Carl Schenk, Bern-Bümpliz 1946. S. 31. – Emanuel Dejung u.a.: Jonas Furrer. Winterthur 1948. S. 61.
- 4 Peter Schneider: I. P. V. Troxler und das Recht, Zürich 1948. – Paul Baumgartner: Jeremias Gotthelfs Zeitgeist und Bernergeist. Bern 1945. I. Teil. – Peter Welti: Das Weltbild von Bundesrat Emil Welti. Argovia 63, Aarau 1951.
- 5 Werner Näf: Landammann Basil Ferdinand Curti. St. Gallen 1923. S. 8.
- 6 Ebenda S. 226.
- 7 Ebenda S. 235.
- 8 Vgl. Hans Rudolf Hilty: Friedrich v. Tschudi als Zofinger. Zofingia 88/6. Basel, Mai 1948. S. 345 ff. – Ders.: Jonas Furrer, erster schweizerischer Bundespräsident. Zofingia 89/6. Genf, Mai 1949. S. 396 ff.
- 9 Gottfried Kellers Traumbuch, 20. Sept. 1847.
- 10 Der Grüne Heinrich. 3. Bd., 1. Kp.
- 11 Emil Staiger: Gottfried Kellers Meisterschaft. In: Lob der deutschen Sprache. Zürich 1941.
- 12 Goethe an Sophie La Roche, Juli 1775. – Schlegel zitiert nach Jonas Fränkel: Gottfried Kellers politische Sendung. Zürich 1938. S. 125.
- 13 Vgl. Jonas Fränkel: Ebenda S. 103 f.

5.

- 1 Es ist ein germanisches Vorurteil, das auf den «Sturm und Drang» zu-

- rückgeht, die Epigonen zu verachten.
- 2 Vgl. S. 97.
 - 3 Martin Heidegger: Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung. Frankfurt/Main 1951. S. 44.
 - 4 Friedrich Schlegel: Athenäumsfragment Nr. 216. – Vgl. für solche Betrachtung Benedetto Croce: Geschichte Europas im 19. Jahrhundert. Zürich 1947.
 - 5 Plutarch: Von der Ruhe des Gemüts. Bibliothek der Alten Welt. Zürich 1948. S. 118.
 - 6 Z.B. Jonas Fränkel: Gottfried Kellers politische Sendung. Zürich 1938. S. 11f. – Emil Staiger: Schiller und das Problem der Freiheit. Schweizer Monatshefte XXIV/2-3. Zürich, Mai-Juni 1944. – Hans Rudolf Hilty: Vadian. St.Gallen 1951. S. 19 ff.
 - 7 PJ 1896 S. 23.

Curriculum vitae

Am 5. Dezember 1925 wurde ich in St.Gallen geboren als Sohn von Hans Hilty, Dr. phil., Professor an der Kantonsschule St.Gallen, gebürtig von Grabs-Werdenberg (St.Gallen), und Frida, geborener Gröbly. In St.Gallen durchlief ich die Primarschule (sechs Jahre) und die Gymnasialabteilung der Kantonsschule (sechseinhalb Jahre). Im Herbst 1944 bestand ich die Reifeprüfung mit dem Maturitätszeugnis Typus A. Darnach immatrikulierte ich mich an der Universität Zürich, um das Studium von Deutscher Sprache und Literatur im Hauptfach und von Geschichte im Nebenfach aufzunehmen. Ich hörte Vorlesungen und besuchte Seminarien vor allem bei den Herren Professoren Rudolf Hotzenköcherle, Emil Staiger, Robert Faesi und Max Wehrli im Hauptfach, Leonhard von Muralt und Karl Meyer im Nebenfach, ferner die pädagogischen Vorlesungen bei Herrn Professor Max Zollinger, den Kurs für Didaktik des Deutschunterrichts bei Herrn Professor Walter Clauß, philosophische Vorlesungen bei den Professoren Ernesto Grassi (Gastdozent), Hans Barth und Wilhelm Keller.

Das Wintersemester 1946/47 studierte ich in Basel. Im Frühjahr 1951 ließ ich mich in Zürich exmatrikulieren.

Seit dem Herbst 1947 war ich wiederholt als Hilfslehrer an der St.Gallischen Kantonsschule tätig, eine kürzere Zeit auch am Städtischen Gymnasium Biel. Daneben und dazwischen widmete ich mich verschiedenen schriftstellerischen Arbeiten. Ein Jahr lang wirkte ich im Zentralausschuß des Schweizerischen Zofingervereins.

Am 15. Februar 1952 erwarb ich mir das Diplom für das Höhere Lehramt, und am 16. Februar 1952 bestand ich die mündliche Doktorprüfung.

Hans Rudolf Hilty

